

DAS WALDVIERTEL

37. Jahrgang

1988

Heft 4



ISSN 0255-057

INHALT

Herwig Friesinger: Das Kamptalprojekt und die Ergebnisse der Ausgrabungen 1987 und 1988	233
Gustav Reingrabner: Georg Ritter von Schönerer und der Protestantismus	243
Friedel Moll: Der jüdische Friedhof in Zwettl	254
Emmerich Rössler: Vom Dreschen im Stadel anno 1945	257
Rudolf Malli: Nachlese zum internationalen Symposion über Walther von der Vogelweide	260
Friedrich Polleroß: „Heldenplatz“ Döllersheim Rede anlässlich der Premiere des Films „Erinnerungen an ein verlorenes Land“ von Manfred Neuwirth am 22. 10. 1988 im Filmtheater Allentsteig	265
Hermann Gail: Waldviertel (heute) (Gedicht)	271
Waldviertler und Wachauer Kulturberichte	272
Buchbesprechungen	292

TITELBILD:

Evangelische Kirche in Zwettl

(Foto: Friedel Moll: Zwettl)

WALDVIERTEL INTERN

Seit Mitte November ist der Band 29 unserer Schriftenreihe „Heimatsforschung heute“ lieferbar. Damit liegen die 1987 in Horn bei dem Symposion „Neue Aspekte zur Orts- und Regionalgeschichte“ gehaltenen Referate als Buch vor. Das neueste Buch des WHB wurde am 19. November im Höbarthmuseum der Stadt Horn im Rahmen einer gut besuchten Buchpräsentation vorgestellt.

Der Vorstand unseres Vereins beschloß in seiner Sitzung am 19. November 1988, die nächste Jahreshauptversammlung am 23. April 1989 in Eggenburg abzuhalten. Herr Univ.-Prof. Dr. Fritz Steininger wird über die erdgeschichtliche Entwicklung des Waldviertels einen Vortrag halten. Weiters hat der Vorstand Herrn Univ.-Ass. Dr. Thomas Winkelbauer beauftragt, für 1992 ein Symposion über die Wirtschaftsgeschichte des Waldviertels vorzubereiten.

Wir wünschen unseren Lesern und Mitarbeitern ein frohes Weihnachtsfest und ein erfolgreiches neues Jahr!

Der Vorstand und die Redaktion

Herwig Friesinger

Das Kamptalprojekt und die Ergebnisse der Ausgrabungen 1987 und 1988

Seit dem Jahr 1985 ist ein Forschungsschwerpunkt, der vom Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung finanziert wird, im Kamptal eingerichtet. Archäologen des Instituts für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien versuchen gemeinsam mit Historikern, Anthropologen, Bodenkundlern, Zoologen und Botanikern, Paläontologen und einer Reihe weiterer, technischer Studienrichtungen interdisziplinär, die Geschichte dieser Region und ihre naturräumlichen Voraussetzungen zu erforschen. In einem Zeitraum von fünf Jahren sollen die wichtigsten Arbeiten im Gelände, die Grabungen und die Bestandsaufnahme des Istzustandes, aber auch die Aufnahme und Dokumentation möglichst aller in den Lokalmuseen wie Eggenburg, Horn und Langenlois liegenden Funde abgeschlossen werden.

Gerade diese Region ist schon seit langer Zeit intensiv erforscht worden. Forscher wie Johann Kraheletz oder Josef Höbarth haben große Sammlungen in Museen hinterlassen, die zusammen mit den neuen Grabungen, die alljährlich hier im Kamptal stattfinden, ein komplexeres Bild von der Urgeschichte der Kamptaler bis zu den Klostergründungen wie zum Beispiel des Benediktinerstifts in Altenburg ergeben. Die Bedeutung dieser Arbeiten und das große Interesse der Bevölkerung an dieser Arbeit zeigen nicht zuletzt die bereits zweimalige Wiederholung des so erfolgreichen zweistündigen Fernsehfilms von Brigitte Vacha „Spurensuche 1 und 2“ und die soeben erschienene zweite Auflage des von Herwig Friesinger und Brigitte Vacha verfaßten und im Compress-Verlag erschienenen Buches „Die vielen Väter Österreichs“. Die ebenfalls vom 24. April bis 31. Oktober 1988 in Altenburg gezeigte Sonderausstellung des Niederösterreichischen Landesmuseums „Fenster zur Urzeit, Luftbildarchäologie Niederösterreichs“, die bereits in vielen Museen Deutschlands gezeigt wurde, war am Beginn des Kamptalprojektes eingerichtet worden. Die Erfahrungen bei der Befliegung und bei der Auswertung dieser Luftaufnahmen kamen dem Kamptalprojekt zugute, und manche der in Altenburg gezeigten Fotos sind erst in den letzten Jahren entstanden.

Aus der Vielzahl der Grabungen der letzten beiden Jahre werden nur die wichtigsten vorgeführt: In Rosenberg gelang es Dr. Gerhard Trnka, eine bisher unbekannte jungpaläolithische Fundstelle zu entdecken — sie gehört damit zu den ältesten Beweisen für die frühesten Jäger dieser Region, als noch Wollnashorn und Mammut hier lebten. Dr. Eva Lenneis

begann in diesem Jahr mit der Erforschung einer frühen jungsteinzeitlichen Siedlung, ebenfalls in Rosenberg. Wiederum Dr. Gerhard Trnka führt seit einigen Jahren systematische Grabungen an all jenen Plätzen durch, wo aus der Luft die so geheimnisvollen Kreisgrabenanlagen erkennbar sind. Als Beispiele sind hier die Grabungen in Kamegg und Rosenberg zu nennen. Die Untersuchungen auf der spätbronzezeitlichen Siedlung in Thunau konnten in den letzten Jahren sehr intensiviert werden, sodaß nicht nur eine große Fülle an Fundmaterial vorliegt, sondern auch Struktur und Ausmaß sowie Siedlungsverhältnisse entsprechend sorgfältig studiert werden konnten. Latènezeitliche Siedlungsreste konnten sowohl von Dr. Trnka, von Dr. Lenneis in Rosenberg, als auch von Univ.-Prof. Dr. Friesinger auf den Höhen der Holzweise in Thunau freigelegt werden.

Die früheste bis jetzt in Österreich bekanntgewordene slawische Siedlung aus dem 7./8. Jahrhundert wurde ebenfalls von Dr. Gerhard Trnka bei seinen Untersuchungen in Rosenberg angeschnitten. Damit gelang es zum ersten Mal, Funde aus einem dunklen Zeitabschnitt, zwischen dem Ende der Völkerwanderungszeit und dem Beginn des frühen Mittelalters, freizulegen und damit eine Forschungslücke zu schließen. Die intensiven Grabungen auf der Befestigungsanlage in Thunau erbrachten nicht nur den Nachweis der ältesten steingemauerten karolingischen Kirche nördlich der Donau, sondern auch den von einem mächtigen Palisadenzaun umgebenen Herrenhof des in den Schriftquellen genannten Slawenfürsten Josef. Das unrühmliche Ende dieses Fürstengeschlechtes, sein blutiger Untergang knapp nach dem Ende des ersten nachchristlichen Jahrtausends illustriert der Fund eines von Schwerthieben gleichsam zerstückelten und nur notdürftig verscharrten älteren christlichen Mannes unweit der Kirche.



Thunau: slawischer Krieger, Fundplatz neben der Kirche

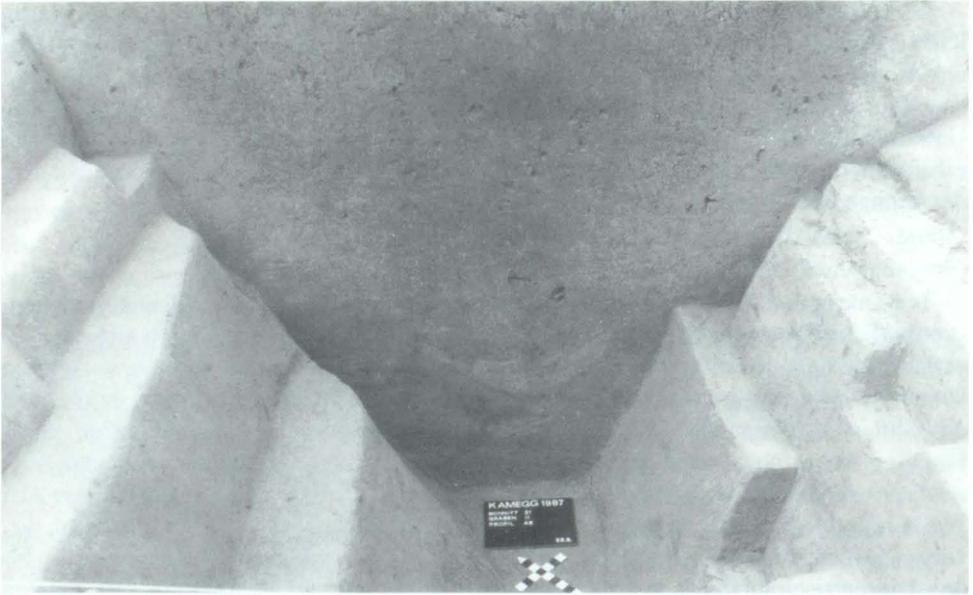
Der Übergang vom Früh- zum Hochmittelalter konnte durch die Grabungen Martin Krenns in der Burganlage von Sachsendorf untersucht werden. Die Freilegung einer bislang unbekanntes Burgkapelle sowie der sensationelle Fund einer Grufplatte mit Inschrift sprechen für sich selbst. Nicht zuletzt darf auf die durch einige Jahre geführten archäologischen Untersuchungen Dr. Helmut Windls hingewiesen werden, dem es gelang, die wunderbar erhaltenen Bauteile des romanischen Klosters von Altenburg aus dem Schutthügel, auf dem das heutige barocke Kloster steht, herauszuarbeiten.

Kreisgrabenanlagen in Kamegg und Rosenberg

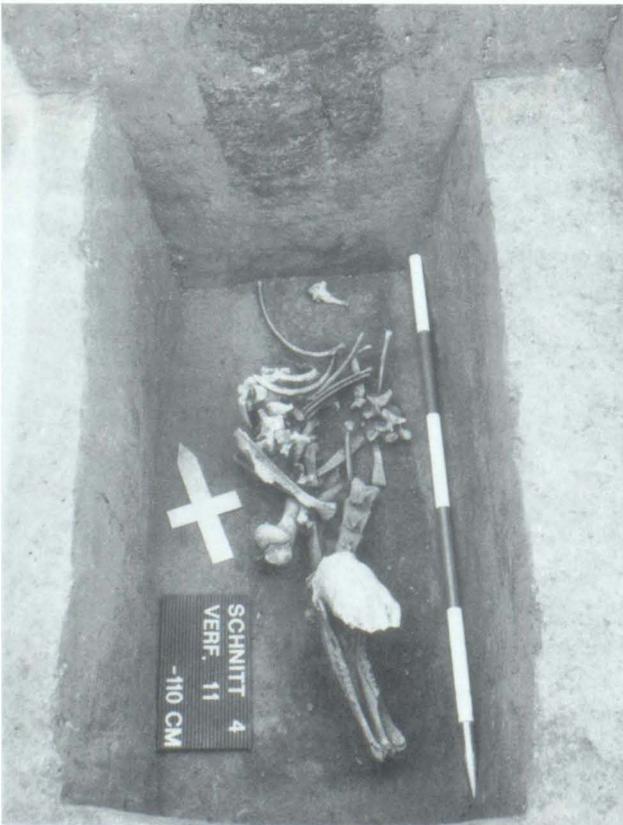
In Kamegg und Rosenberg am Kamp wurden durch die Luftbildarchäologie zwei jungsteinzeitliche Kreisgrabenanlagen festgestellt, die als Bodenmerkmale durch konzentrisch verlaufende, dunkle Verfärbungen im beackerten Gebiet zu erkennen sind. Diese Anlagen können aufgrund der archäologischen Untersuchungen der letzten Jahre in die zweite Hälfte des fünften Jahrtausends v. Chr. gestellt werden. Neben diesen beiden Kreisgräben, deren Funktion bisher noch nicht geklärt werden konnte, kennen wir aus dem Kampalgebiet sowie aus dem östlich daran anschließenden Weinviertel an die dreißig Anlagen dieser Art. Wie bereits durch die Benennung hervorgeht, werden diese einst gewaltigen Erdwerke, die, wie im Fall von Kamegg, einen Durchmesser bis zu 140 m erreichen können, durch ein bis drei konzentrisch im Gelände verlaufende Gräben gekennzeichnet, die im Laufe der Zeit zugeschüttet wurden oder zugewachsen sind. Welche große Arbeitsleistungen hierbei erbracht wurden, läßt sich anhand der heute noch bis zu vier Meter tiefen und sechs bis acht Meter breiten Spitzgräben (V-Profil) erahnen, die nur mit Holz-, Knochen- und Steinwerkzeugen ausgehoben worden sind. Der Innenraum wurde zusätzlich noch durch ein oder mehrere Holzpalisaden abgegrenzt, die im Bereich der Eingänge Durchlässe zeigen. Die Zugänge bestehen aus einfachen Erdbrücken bzw. der Graben weist an diesen Stellen eine Unterbrechung auf.

In Kamegg befindet sich eine zweifache Kreisgrabenanlage, deren Gräben einen Durchmesser von 144 und 76 m aufweisen. Erst durch die archäologische Untersuchung konnten vier nach den Haupthimmelsrichtungen angelegte Eingänge nachgewiesen werden, die den Zutritt in das Innere ermöglichten. Eine umlaufende Holzpalisade, die den Innenrand beider Gräben begleitete, grenzte den inneren Raum noch zusätzlich ein. Wie die Analysen der Grabenprofile und der Fundmaterialien ergaben, dürfte die Anlage nur für eine kurze Zeit bestanden haben und danach sehr rasch ihre Funktion, über die wir noch nichts Näheres aussagen können, verloren haben. Davon zeugen Siedlungsüberreste (eingetiefe Häuser mit Herdstellen in den Ecken, Abfallgruben und die Bestattung eines jugendlichen Individuums), welche nunmehr in der Grabenanlage anzutreffen sind und somit siedlungsgeschichtlich einen jüngeren Horizont anzeigen. Neben diesen Befunden konnte im Laufe der seit 1981 durchgeführten Ausgrabungen eine große Anzahl von Funden gemacht werden: es sind dies in erster Linie Gefäßbruchstücke oder ganze Gefäße, die teilweise rote und gelbe Bemalung aufweisen, Stein- und Knochengenäte und häufig Tierknochen, welche die Speisabfälle darstellen.

Wie in Kamegg wurde am westlichen Ortsende von Rosenberg durch Luftbildaufnahmen gleichfalls eine neolithische Kreisgrabenanlage festgestellt, deren Existenz zusätzlich durch eine geomagnetische Vermessung bestätigt wurde. Die 1987 und 1988 erfolgte Ausgrabung brachte überraschende Ergebnisse, da zusätzlich zu den jungsteinzeitlichen Funden auch Hausgrundrisse und Abfallgruben einer späteisenzeitlichen (etwa 1. Jahrhundert



*Kamegg: Dreiecksprofil der
Kreisgrabenanlage im Löß*



Kreisgrabenanlage Rosenburg

v. Chr.) und einer frühmittelalterlichen Siedlung aus dem 8. Jahrhundert nachgewiesen werden konnten. Die neolithische Grabenanlage besteht im Gegensatz zu Kamegg aus einem einzigen Graben (Durchmesser 44 m) mit zwei einander gegenüberliegenden Toren. Ursprünglich verliefen im Inneren zwei Holzpalisadenreihen, die aufgrund ihrer geringen Tiefe nicht mehr vollständig nachzuweisen sind. Im Inneren fanden sich insgesamt vier schachtförmige Gruben, wovon eine das fast vollständige Skelett einer Hirschkuh enthielt. Aus dem Ende der Eisenzeit, etwa um die Zeitenwende (ausklingende La-Tène-Kultur) kennen wir einen rechteckigen Hausgrundriß, der neben charakteristischer Keramik auch Eisenfunde (Messer, Schwertortband usw.) sowie die im Zuge der Eisenverhüttung auftretenden Schlacken barg.

Im frühen Mittelalter (8. Jh. n. Chr.) wurde das untersuchte Areal von einer slawischen Bevölkerung besiedelt, wie die reichhaltigen Funde aus Abfallgruben (Keramik, Spinnwirtel, Eisenmesser, Schlacken, Knochengeräte sowie ein Fragment eines importierten fränkischen Glasbechers) und einem Haus mit quadratischem Grundriß und Steinofen erweisen. Eine sensationelle Entdeckung gelang zuletzt während der Grabung im September 1988, als im ungestörten Lößboden unterhalb des neolithischen Niveaus ein Lagerplatz der jüngeren Altsteinzeit entdeckt wurde. Sein vorläufiges Alter kann mit 10000 bis 20000 Jahren angegeben werden. Damals hatte der Mensch eine rein jägerische Wirtschaftsweise, wie die Knochen von erlegten Wildpferden und Nashörnern zeigen. Die erbeuteten Tiere wurden mit an Ort und Stelle hergestellten Steingeräten zerlegt. Als Rohmaterial für diese Werkzeuge (Klingen, Kratzer, Schaber, Stichel usw.) dienten die in der näheren und weiteren Umgebung natürlich auftretenden Gesteine und Mineralien, die durch gezieltes Abschlagen und Zurichten zersplittert und zugerichtet wurden und die einen scharfkantigen Bruch aufweisen. Vorerst konnte nur ein kleiner Bereich dieser bedeutenden Fundstelle freigelegt werden; für die nächsten Jahre sind großflächigere Untersuchungen geplant.

„Älteste Bandkeramik“ (spätes 6. bis 5. Jahrtausend v. Chr.) in Rosenberg

Bereits 1971 veröffentlichte Hermann Maurer erstmals Funde der sog. „ältesten Bandkeramik“ von der Fundstelle Flur Hofmühle in Rosenberg. Weitere Berichte von zum Teil sehr schönen und typischen Stücken dieser ältesten Keramik Mitteleuropas folgten bis 1977. Im Zuge der Mitarbeit an dem von der Universität Frankfurt initiierten Forschungsprojekt „Untersuchungen zur ältesten Bandkeramik“ führte Dr. Eva Lenneis gemeinsam mit Univ.-Prof. Dr. J. Lüning im Sommer 1983 eine Begehung der Fundstelle durch, der im Sommer 1986 Probebohrungen folgten. Die aufgrund der günstigen Ergebnisse für 1987 geplante erste Grabung kam wegen Finanzierungsschwierigkeiten von deutscher Seite nicht zustande.

1988 gelang es, die Kulturabteilung des Amtes der Niederösterreichischen Landesregierung für die Finanzierung einer ersten Probegrabung zu gewinnen, deren Auswertung in den großen Rahmen des „Kamptalprojektes“ gestellt werden soll. Die Ergebnisse dieser ersten Untersuchung waren sehr zufriedenstellend und ermutigend. In den drei Suchflächen, mit denen insgesamt 1350 m² freigelegt wurden, kamen Teile der Reste von zwei Häusern sowie zahlreiche Siedlungsgruben der „ältesten Bandkeramik“ zutage. Von beiden Häusern wurde zufällig jeweils ihr Südende mit einem Teil der westlichen Längsgrube (eine der beiden die Häuser normalerweise zu beiden Langseiten begleitenden Gruben) freigelegt. Das Fundmaterial ist nicht übermäßig reich, aber sehr schön und typisch. Neben der charakteristischen, mit einfachen Linien verzierten, meist stark sprengemagerten Keramik,

fanden sich zahlreiche Steingeräte, sowohl kleine Feuersteingeräte wie auch Beilfragmente und ein Mahlstein. Die Erhaltung der Tierknochen ist an dieser Stelle — wohl infolge des hohen Kalkgehaltes des Bodens — so gut, daß selbst winzige Kleinsäugerknochen geborgen werden konnten. Diese Tierreste sowie die Ergebnisse der botanischen Untersuchung zahlreicher Bodenproben werden wohl einen guten Einblick in die Ernährungs- und Wirtschaftsweise dieser ersten Bauern ermöglichen. Nach der bisher festgestellten Streuung der Oberflächenfunde dürfte sich diese bisher älteste feste Siedlung des Kamptales bis etwa in die Mitte der Parz. 82/1 und wahrscheinlich auch noch nördlich der Straße (Parz. 82/3) erstreckt haben. Eine Fortsetzung der Untersuchung ist geplant.

Die Grabungen in Thunau, Marktgemeinde Gars am Kamp

Als im Jahr 1965 auf der frisch geschlängerten Schanze in Thunau eine erste archäologische Untersuchung gemacht wurde, konnten weder die Ausgräber noch die neugierigen Besucher ahnen, daß heute, nach 23 Jahren, noch immer während der Sommermonate — manchmal vier bis fünf Monate lang — Archäologen auf diesem mehr als 20 Hektar großen Areal arbeiten würden und zu einem festen Bestandteil der Garser und Thunauer Bevölkerung werden sollten.

Die Einrichtung einer Grabungsdokumentation in der alten Volksschule neben dem Gemeindeamt war ein erster Schritt, die bisherigen Ergebnisse dieser Grabungen einer breiteren Öffentlichkeit zu vermitteln. Der Wiederaufbau des Südtores war ein mutiger Ansatz zur Schaffung eines Freilichtmuseums. Die derzeit geplante Überbauung der Fundamente einer karolingischen Steinkirche durch einen begehbaren Schutzraum wird dann ermöglichen, ein archäologisches Wandergebiet zu schaffen, das in Zusammenhang mit



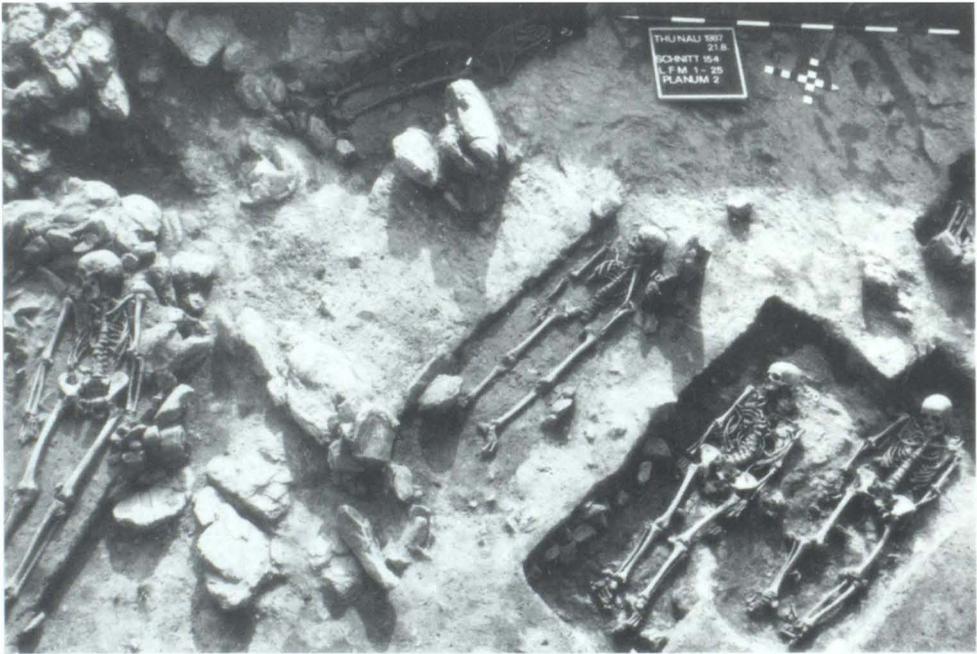
Thunau-Holzweise: Älteste steingemauerte karolingische Kirche nördlich der Donau



*Thunau-Holzwiese:
Graben mit Keilsteinen
für Palisadenzaun*

den vielen Burgen des Kamptales einen zusätzlichen Anreiz bieten wird, die Entwicklung des Befestigungsbaues der Burgen von der Urzeit bis zum Mittelalter zu studieren. Die eigentlichen Grabungen, vor allem die großen Flächengrabungen, wie sie in den letzten Jahren dank der Forschungsmittel des Fonds möglich waren, werden in zwei bis drei Jahren beendet sein, doch wird die Auswertung und Aufarbeitung der bis jetzt mehr als 20000 Fundposten noch einige Jahre in Anspruch nehmen. Bis jetzt konnte eine in Abständen immer wieder begonnene Besiedlung dieser Anhöhen ab dem 3. Jahrtausend vor Chr. beobachtet werden, besondere Schwerpunkte waren in der späten Bronzezeit, wo hier eine durch einen mächtigen Wall geschützte, ca. 15 Hektar große Siedlung bestand.

Nachdem diese Siedlung relativ rasch — wodurch wissen wir nicht — zugrunde ging, in manchem der hier freigelegten Häuser war noch der gesamte Hausrat vorhanden, setzte erst wieder im ersten Jahrhundert vor Chr. eine intensivere Besiedlung ein. Die keltischen Kamptaler, die Kampoi, wie sie beim griechischen Geographen Ptolemaios genannt werden, siedelten hier auf diesen Höhen. Zu Ende des vierten und am Beginn des fünften Jahrhunderts wohnten wieder germanische Sueben hier. Zu Ende des achten und am Beginn des neunten Jahrhunderts kamen von Nordosten slawische Stämme in dieses Gebiet, die dann die mächtigen Wallanlagen errichteten, die heute noch zu sehen sind. Einer ihrer Fürsten, Josef, schenkte dem Bischof von Freising Grund und Boden in Stiefen, und bayrische Missionare taufte die Slawen auf der Holzwiese. Eine Kirche aus Stein wurde erbaut und nach



Thunau-Holzweise: Gräberfeld 8./9. Jahrhundert

karolingischem Vorbild ein Herrenhof errichtet, der mit einem Palisadenzaun umgeben war. In dieser Zeit werden die Slawen des Kamptales als Rugier bezeichnet, und die Bayern treiben Handel mit ihnen und den anderen Slawen. Dieses von den Ungarn kaum berührte Gebiet wird durch die Babenberger erobert und das Gemeinwesen in einem blutigen Kampf zerstört, die Überlebenden werden abgesiedelt und an seine Stelle tritt der Markt Gars und die babenbergsche Burg.

In den Jahren 1985 bis 1987 wurde in Thunau — Goldberggasse ein Teil eines slawischen Gräberfeldes archäologisch untersucht. Der große Friedhof erstreckt sich entlang des Hanges und ist seit bald einem Jahrhundert bekannt. Immer wieder werden bei Straßenarbeiten oder bei Erdarbeiten in den angrenzenden Gärten Gräber angefahren. Die Terrassierung des Areals im Spätmittelalter erschwerte die Grabungsarbeiten, da Teile des Friedhofes durch mächtige Aufschüttungen überdeckt wurden. Überdies fanden sich mittelalterliche Siedlungsspuren, die wie die Gräber sorgfältig zu dokumentieren waren. 1985 bis 1986 konnten auf der untersten Feldterrasse westlich der Goldberggasse insgesamt neun Gräber untersucht werden. Die meisten waren durch die Ackertätigkeit stark in Mitleidenschaft gezogen. Die Toten waren in gestreckter Rückenlage bestattet worden. Nennenswerte Beigaben fanden sich nur in einem Kindergrab: Zwei hübsche Ohrgehänge aus Bronzedraht mit Bronzeblechbommeln, eine Perlenkette, weitere Bronzeringe und Eisengeräte. Im Sommer 1987 wurde die Grabung im Anschluß an die Grabungsfläche der Vorjahre durchgeführt. Auch hier konnten mittelalterliche Stützmauern und Gräben festgestellt werden. Am Ostende des Schnittes, wo die Erdaufschüttung am mächtigsten war, wurden vier weitere Gräber entdeckt. Davon konnte eines geborgen werden, die anderen liegen fast zur Gänze unter der rund vier Meter mächtigen Erdanschüttung.

Sachsendorf — Ein mittelalterlicher Herrrensitz

Bei der Anlage von Sachsendorf handelt es sich um eine Wasserburg mit einer Ausdehnung von 50 Meter im Quadrat. Ihr vorgelagert ist ein ca. 10 Meter breiter Graben, der heute großteils verschüttet ist. Die Burg ist in ihrem Erhaltungszustand für das Waldviertel einzigartig, da diese Erd-Steinburgen in der Neuzeit zur Gänze überbaut oder geschleift worden sind. 1987 fanden die ersten Ausgrabungen statt, und Mauerzüge einer Kirche, ein Friedhof sowie Reste älterer Siedlungsphasen konnten gefunden werden. Diese ältesten Schichten reichen bis in das 10. und 11. Jahrhundert zurück. An Fundmaterial konnte aus der Zeit zwischen 1000 und 1500 n. Chr. zahlreiche Keramik, Metalle und Knochenartefakte geborgen werden. Besonders zu erwähnen sind ein Vorhängeschloß modernster Bauart, das aber aus dem 15. Jahrhundert stammt, ein Steckschlüssel, Elfenbeinringe und ein böhmischer Prunkbecher aus Ton. Bei diesem in Österreich einzigartigen Becher handelt es sich um ein Stück besonderer Qualität, welcher zeitlich knapp vor 1480 n. Chr. datiert wird. Der Friedhof, der teilweise freigelegt werden konnte, dürfte aus der Zeit des späten 16. Jahrhunderts stammen. Dabei könnte es sich um eine Begräbnisstätte der frühen Protestanten handeln.

Im Grabungsjahr 1988 gelang es nun, die Kirche vollständig zu ergraben. Überraschenderweise handelt es sich um ein romanisches Bauwerk aus der Zeit um 1180. Das aufgehende Mauerwerk war noch bis zu einer Höhe von 1,5 Meter erhalten, das Fundament reicht in eine Tiefe von zwei Metern. Der Verputz im Inneren der Kirche wies noch Reste roter Bemalung auf. Als eigentliche Sensation entpuppte sich aber ein Grabstein, der im Kircheninneren gefunden wurde. Auf ihm sind ein spätromanisches Hügelkreuz, zwei Wappen (drei Herzen und ein springendes Einhorn) sowie eine Inschrift zu erkennen. Diese besagt, daß hier ein Herr namens „Ulrich“ und seine Frau „Elisabet“ bestattet worden



Sachsendorf: Romanische Kirche um 1180

sind. Bei diesem Ulrich könnte es sich um einen Nachfahren, vielleicht den Sohn, des bekannten Minnesängers Ulrich von Sachsendorf gehandelt haben. Der Grabstein, der in die Zeit um 1290 datiert, ist ein Meisterwerk spätromanischer Steinmetzkunst. Eine weitere wichtige Entdeckung gelang in den untersten Schichten der Anlage. Dort wurden die Reste eines Steinbaues aus dem 10. und 11. Jahrhundert freigelegt. Bei diesem Bauwerk, das eine Mauerbreite von 1,5 Meter aufweist, handelt es sich vermutlich um einen sehr frühen Herrensitz. Aber erst weitere Grabungen werden ein vollständiges Bild der Anlage von Sachsendorf liefern können.



Sachsendorf: Grabplatte mit spätromanischem Hügelkreuz

(Fotos: Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien)

LITERATUR

Die Befestigungsanlagen in Thunau. 5000 Jahre Siedlung im Garser Raum. Bebildeter Katalog der Sonderausstellung der Krahuletz-Gesellschaft (=Katalogreihe des Krahuletz-Museums Eggenburg 3, Eggenburg 1975).

Fenster zur Urzeit. Luftbildarchäologie in Niederösterreich. Sonderausstellung im Museum für Urgeschichte in Asparn an der Zaya vom 1. April bis 31. Oktober 1982 (=Katalog des Niederösterreichischen Landesmuseums NF 117, Wien 1982).

Herwig Friesinger, Die Slawen in Niederösterreich. Beiträge der Frühmittelalterarchäologie (=Wissenschaftliche Schriftenreihe Niederösterreich 15, St. Pölten-Wien [1976]).

Herwig Friesinger/Brigitte Vacha, Die vielen Väter Österreichs. Römer-Germanen-Slawen. Eine Spurensuche (Wien 1988).

Martin Krenn/Silvia Renhart, Sachsendorf — Untersuchung eines mittelalterlichen Herrensitzes am Manhartsberg. In: Burghard Gaspar (Hg.), Aus der Vergangenheit unserer Gemeinde. Festschrift der Marktgemeinde Burgschleinitz-Kühnring (Burgschleinitz 1988) S. 91-105.

Georg Ritter von Schönerer und der Protestantismus

Am 4. April 1904 wurde in der Stadt Zwettl eine kleine evangelische Kirche eingeweiht, deren Errichtung weitgehend auf die Initiative von Georg Ritter von Schönerer zurückgeht. Schönerer hat diese Kirche als Ausdruck seines Verhältnisses zum zeitgenössischen Protestantismus, aber auch seines Verhältnisses zu Bismarck und dem Deutschtum errichten lassen, wobei die Nähe zu seinem Gut Rosenau und der Besitz eines Hauses in Zwettl (Weitraer Straße 5) von Bedeutung waren.

I. Biographisches

Georg Ritter von Schönerer ist am 17. Juli 1842 in Wien als Sohn eines bedeutenden Ingenieurs und Eisenbahnbauers zur Welt gekommen. Der Vater, der sowohl für den Bau wie auch für den Betrieb von Eisenbahnen verantwortlich und dabei stets erfolgreich war, wurde im Jahr 1860 wegen seiner Verdienste in den Adelsstand erhoben und konnte außerdem ein nicht unbeträchtliches Vermögen ansammeln. Im Jahr 1868 erwarb Matthias von Schönerer das Gut Rosenau im Waldviertel, das er bereits im nächsten Jahr seinem Sohn zur Verwaltung überließ. Der Vater verstarb im Jahr 1881.

Der Sohn erwies sich als schwieriges Kind. Er wechselte oft die Schulen, wobei der Besuch einer Handels- und Landwirtschaftsschule in Dresden in geistiger Hinsicht, der der landwirtschaftlichen Fachschule in Hohenheim (Bayern) und Ungarisch-Altenburg (1861-1865) in fachlicher Hinsicht von besonderer Bedeutung waren. Nach Abschluß seiner Schulzeit betätigte er sich in herrschaftlichen Gutsverwaltungen. 1869 übertrug ihm der Vater die Verwaltung des Schönerer'schen Gutes in Rosenau. Damit hatte Georg Ritter von Schönerer nicht nur eine Aufgabe gefunden, die zugleich seinen Lebensunterhalt sicherte, sondern auch die Voraussetzung für sein späteres öffentliches Wirken erhalten. Schönerer erwies sich bis nahe an sein Lebensende als ein sorgfältiger Gutsherr, der in väterlich-patriarchalischer Weise für seine Angestellten, Arbeiter und Pächter sorgte; dabei verzichtete er jedoch keineswegs auf eine Betonung seiner Stellung und seines Reichtums; mit zunehmendem Alter wurden willkürliche Entscheidungen häufig. Insgesamt hielten ihn aber seine Pächter und Arbeiter zum überwiegenden Teil für einen freundlichen Herrn, dem sie mit Verehrung und Zuneigung anhingen. Dabei darf nicht übersehen werden, daß Schönerer bemüht war, alle modernen vor allem technischen Entwicklungen in der Bewirtschaftung landwirtschaftlicher Güter mitzumachen und auf diese Weise die Rentabilität seines Besitzes zu erhalten.

Aus seiner Volkstümlichkeit erwachsen ihm rasch weitgehende Kenntnisse der sozialen und wirtschaftlichen Probleme der Waldviertler Bevölkerung. Daß diese Menschen in der Zeit des politischen Liberalismus alles andere als gut zu leben vermochten, erkannte Schönerer bald. Seine äußeren Verhältnisse und seine Stellung als Gutsherr machten es möglich, daß er zum Vertreter dieser Bevölkerungsgruppen in den Niederösterreichischen Landtag gewählt wurde. Dort galt er durch etliche Jahre als Fachmann in den einschlägigen Fragen. In den Reichsrat führte ihn indessen eine andere Bewegung: das „Alldeutschtum“. Am 18. Dezember 1878 hielt Schönerer im Reichsrat eine bedeutende Rede, die man als Geburtsstunde des Alldeutschtums in der Monarchie ansehen kann. 1882 veröffentlichte er das unter anderem mit dem Historiker Dr. Heinrich Friedjung und den späteren Führern der



Georg Ritter von Schönerer (1842-1921)

(Foto: Stadtarchiv Zwettl)

Sozialdemokraten Dr. Victor Adler und Dr. Engelbert Pernerstorfer verfaßte „Linzer Programm“, in dem unter anderem die Proklamation deutsch-nationaler Gedanken und — in einem Zusatz 1885 — der Antisemitismus beherrschende Momente waren. Bereits im darauffolgenden Jahr wurde die alldeutsche Bewegung eine ernstzunehmende politische Kraft in der Habsburger-Monarchie. Schönerer selbst nahm an den politischen Auseinandersetzungen aktiv teil und ging dabei zum Teil mit roher Gewalt vor. Dies führte 1888 zu einem Prozeß gegen ihn, der zur Aberkennung seines Adelstitels und zu einer Haftstrafe führte. Später erhielt er jedoch aufgrund kaiserlicher Gnade die bürgerlichen Ehrenrechte und diesen Titel wieder zurück. Schon hier zeigt sich das Auf und Ab, das die späteren Jahre der politischen Tätigkeit Schönerers erfüllte. Im Jahr 1907 verlor er seinen Reichsratssitz, den er nach Tilgung des Urteils 1888 wieder eingenommen hatte, 1913 zog er sich

vollständig aus der Politik zurück. Mitbestimmend dafür war wohl der Verlust seiner Gattin. Philippine von Gschmeidler gebar Georg Schönerer nicht nur vier Kinder, sondern stellte auch den ruhenden Pol in dem lärmgefüllten und bewegten Leben Schönerers dar.

Die letzten Jahre Schönerers waren ein schmerzliches Vergehen. 1918 wurde sein Vermögen, das nach dem Tod seines Vaters auf mehr als eine Million Gulden geschätzt werden kann, in die beginnende Inflation hineingezogen. Schönerer selbst war nicht mehr fähig, aktiven Anteil an den Problemen der Gutsverwaltung zu nehmen; sein Gesundheitszustand war derart schlecht, daß er weitgehend auf die Hilfe seiner Verwalter und Beamten angewiesen war, die kaum jene patriarchalische Großzügigkeit ausüben konnten, wie sie Schönerer selbst — vor dem großen Krieg — gezeigt hatte. Der Tod kam für ihn am 14. August 1921. Er wünschte möglichst nahe an Bismarcks Grab bestattet zu werden, denn diesen Staatsmann verehrten er und seine Frau über alle Maßen. Nachdem beide schon seit 1890 alle Jahre eine Reise an Bismarcks Alterssitz, dann an sein Grab unternommen hatten, im Verlauf einer derselben Frau von Schönerer in Dresden verstarb, sollte nunmehr das Grab Schönerer selbst in dauernde Nähe zu dem verehrten Reichskanzler und „Führer der Deutschen“ bringen.

2. Öffentliches Wirken

Schönerers Leben war zutiefst mit der Situation der habsburgischen Monarchie an der Wende zum 20. Jahrhundert verwoben. Er hat zwar in dieser Monarchie wichtige Entwicklungen ausgelöst und war an solchen beteiligt, war aber auch durchaus abhängig von den Strömungen und Gegebenheiten der Zeit und der politischen Situation seines Landes. Seit dem Revolutionsjahr 1848 schritt der Zerfall der Monarchie langsam und vorerst nach außen unmerklich, innerlich aber rasch voran. Die verlorenen Kriege von 1859 und 1866 nötigten Kaiser Franz Joseph I., einen vollständigen Umbau der Monarchie unter weitgehender Gewährung der Selbständigkeit für die ungarische Reichshälfte vornehmen zu las-

sen. Dieser „Ausgleich“ von 1867 brachte indessen nicht die erwartete innere Stärkung, sondern führte zu immer neuen Auseinandersetzungen der Vertreter der beiden Reichshälften und lähmte mehr und mehr die Innen- und Außenpolitik des Landes. Zudem erweckte er bei den Tschechen, unter denen sich die nationale Bewegung weithin durchgesetzt hatte, den Wunsch, eine ähnliche Behandlung zu erfahren. Dabei waren die nationalen und sozialen Verhältnisse in Ungarn und den Ländern der böhmischen Krone durchaus verschieden. In beiden bildete zwar jene „Nation“, die Selbständigkeit erlangen wollte, nur einen Teil der Bevölkerung; in Ungarn waren dies allerdings die Oberschichten, während in den Ländern der böhmischen Krone damals in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht bis etwa 1880 die Deutschen als Oberschicht angesehen werden müssen. So war das sich ergebende Sprachenproblem auch ein soziales Problem.

Der nach dem Ausgleich in Österreich zur Vorherrschaft gelangte politische Liberalismus vermochte den nationalen Emanzipationsbewegungen vorerst kaum etwas entgegenzusetzen. Er züchtete vielmehr seine eigenen Gegner, die ihn überwand. Dazu boten seine Stellung zur katholischen Kirche ebenso Anlaß, wie seine Nichtbeachtung der sozialen Probleme in allen Teilen der Monarchie. Als erster Gegner erwuchs dem Liberalismus der politische Katholizismus. Ein verändertes Papsttum, das seine geistliche und hierarchische Position besser herauszustellen vermochte, und ein gesteigertes Selbstbewußtsein im Klerus sowie bei den katholischen Laien suchten nach mehr Bestätigung und Durchsetzung von öffentlich relevanten Anschauungen, die in politischer Betätigung erlangt wurde. Dabei handelte es sich zunächst um Bestätigungen, die durch die Sammlung möglichst vieler in Vereinen zur Belebung kirchlich-sozialen oder kirchlich-öffentlichen Lebens und schließlich in der Christlichsozialen Partei errungen werden konnten; insgesamt zeigte sich der in die Öffentlichkeit drängende Katholizismus als mächtige politisch wirksame Macht. Gegen diese Bewegung und gleichzeitig gegen die „laissez faire“-Haltung des einen Teils des Liberalismus entstand zusätzlich eine Antibewegung, die sich gegen das Vordringen von anderen Nationalitäten in der Monarchie und gegen die Positionen, die das Judentum erkämpft hatte, richtete. Diese Bewegung war auch gegen den habsburgischen Staat und wollte alle Deutschen in einem Reich vereinigen. Sie war gegen den Klerikalismus und politischen Katholizismus und rief zu einer „Los-von-Rom-Bewegung“ auf, sie war gegen den angeblich zunehmenden Einfluß der Juden und kämpfte — wie übrigens andere Bewegungen auch — an der antisemitischen Front. Dabei war allerdings nicht zu übersehen, daß diese Bewegung Radau und Skandal gezielt als Mittel der Durchsetzung zu verwenden suchte. Einer der Motoren dieser „alldrutschen Bewegung“ war Georg Ritter von Schönerer, der mit derselben auch die Los-von-Rom-Bewegung förderte und organisierte.

3. Die Los-von-Rom-Bewegung

Am 6. April 1897 erließ Ministerpräsident Graf Badeni für die Länder der böhmischen Krone eine Sprachenverordnung, nach der im Verkehr mit den lokalen Behörden die Landessprache verwendet werden konnte. Das bedeutete eine kommende Veränderung in der Zusammensetzung des Beamtenstandes, mußten doch nunmehr in Böhmen und seinen Nebenländern Beamte der tschechischen Sprache mächtig sein, was bei vielen Deutschen, die dort als Beamte tätig waren, nicht der Fall war. Diese Verordnung, die der Regierung einen gewissen Spielraum verschaffen sollte, damit sie die dringend notwendigen Aufgaben, die in der Monarchie gegeben waren, erfüllen konnte, führte entgegen ihrer Zielvorstellung zu einer weiteren Lähmung von Landtag und Reichsrat. Die Deutschen nahmen

nämlich den Entwurf der Verordnung zum Anlaß, alle ihre vermeintlichen oder wirklichen Gravamina aufs Tapet zu bringen, den Führern der nationalen Tschechen war der Entwurf nicht weitgehend genug und schien außerdem dem Wunsch nach einem tschechischen Staat oder wenigstens einem Trialismus, wie ihn der Thronfolger Erzherzog Ferdinand plante, entgegenzuwirken.

Es ist hier nicht der Ort, über die Folgen der Badenischen Sprachverordnung weiter zu berichten; es ist nur festzuhalten, daß das Bekanntwerden dieses Vorhabens Anlaß bot, auch ganz andere Fragen zu aktualisieren. So sprach Schönerer am 23. Mai 1897 in einer Rede nicht nur den Widerstand gegen die Badenische Verordnung aus, sondern formulierte auch: „Ohne Juden, ohne Rom wird gebaut Germaniens Dom.“ Damit hatte er das Stichwort gegeben für jene Bewegung, für die dann im Dezember 1897 Theodor Georg Rakus die Bezeichnung fand: „Los von Rom!“ — Ein Deutscher könne kein „Römling“ sein; dem „Ultramontanismus“, wie man den politischen Katholizismus, der auf die Erfüllung der antiliberalen und antideutschen Äußerungen drängte, verspottete, stand nun die Losung „Weg von Rom und seiner Kirche“ entgegen.

Diese Bewegung fand bald Verbindung mit verschiedenen Kräften im deutschen Protestantismus. Der nach dem Lutherjubiläum von 1883 gegründete Evangelische Bund, der sich die Stärkung des Protestantismus zur Aufgabe gesetzt hatte, erblickte in der österreichischen Los-von-Rom-Bewegung eine art-verwandte Strömung, denn auch der vorwiegend hinter dem Evangelischen Bund stehende deutsche Protestantismus war in ganz hohem Maße national geprägt. Dabei waren die Absichten der Los-von-Rom-Bewegung und der führenden Männer im deutschen Evangelischen Bund keineswegs identisch; auch die weltanschaulichen Ideen entsprachen einander nicht. Dennoch kam es nach Gesprächen, an denen einerseits Schönerer, andererseits Pfarrer Heinrich Bräunlich als Generalsekretär des Evangelischen Bundes beteiligt waren, zu einer begrenzten Aktionsgemeinschaft. Im Jahr 1899 richtete Schönerer an alle deutsch Gesinnten in Österreich einen Aufruf zum Austritt aus der römisch-katholischen Kirche. Wer austreten wolle, solle die Erklärung an ihn senden; wenn er 10000 erhalten hätte, würde er sie, entsprechend den Gesetzen von 1868, die den Religionsaustritt regelten, den zuständigen Bezirkshauptmannschaften übergeben. Diesem Aufruf zum Kirchenaustritt stand nicht in gleichem Maße die Verpflichtung zu einem Eintritt in die evangelische Kirche gegenüber, obschon eine ganze Reihe führender Männer der alldeutschen Bewegung von Anfang an einen solchen Eintritt in Erwägung zogen. Zum Problem wurde vorerst die angebliche oder wirkliche Hochschätzung des Alten Testaments in der evangelischen Kirche; die Alldeutschen wollten auch in dieser Hinsicht mit dem Judentum nichts zu tun haben. Verschiedene Gespräche vermochten jedoch Schönerers Widerstand gegen einen Eintritt in die evangelische Kirche zu überwinden und so kam es am 15. Jänner 1900 dazu, daß Schönerer evangelisch wurde. Dies war natürlich als Signal gedacht und zog in der Tat eine ganze Reihe von Eintritten in die evangelische Kirche nach sich. Es war damit den Verantwortlichen des Evangelischen Bundes, denen sich der Gustav Adolf-Verein zugesellte, gelungen, wenigstens einen Teil der Los-von-Rom-Bewegung zu einer Bewegung „Hin zum Evangelium“ zu machen.

Die statistischen Angaben über die Größe der Los-von-Rom-Bewegung schwanken, weil sehr verschiedene Organisationen verschiedene Interessen vertraten und auch in ihren Publikationen dementsprechend unterschiedliche Zahlen verwendeten, mit denen sie jeweils ihren Standpunkt zu untermauern suchten. Insgesamt kann man davon ausgehen,

daß in der ganzen Zeit der Bewegung gegen den politischen Katholizismus im Bereich der habsburgischen Länder, die im Reichsrat vertreten waren. 70000 Personen aus der katholischen Kirche ausgetreten sind. Etwas mehr als die Hälfte von ihnen hat den Weg in die evangelische Kirche gefunden, wobei die Situationen regional unterschiedlich waren. Mittelpunkte der Los-von-Rom-Bewegung waren die deutschsprachigen Gebiete im Sudetenland. Aber auch in der Steiermark schloß sich eine große Anzahl von Personen dieser Bewegung an oder unterstützte sie; unter diesen befand sich auch der Dichter Peter Rosegger, der zwar selbst seine Kirche nicht verließ, wohl aber für den Bau der evangelischen Heilandskirche in Mürzzuschlag sammelte und dessen Söhne den Weg in die evangelische Kirche fanden. In Niederösterreich war am ehesten in den Industriegebieten südlich von Wien ein Echo auf den Aufruf der Los-von-Rom-Bewegung zu erkennen, während das stark landwirtschaftlich gebundene Waldviertel kaum von der Bewegung erfaßt wurde. Schönerers Geltung in seiner „Heimat“ war durch die erstarkte christlichsoziale Bewegung gegenüber seinen politischen Anfangszeiten stark gemindert worden.

Die Verantwortlichen der evangelischen Kirche hatten dafür zu sorgen, daß die neu-eintretenden Mitglieder auch eine entsprechende Aufnahme in den Organisationsformen der Kirche fanden. Ohne daß sie es wollte, wurde damit die österreichische evangelische Kirche in die Los-von-Rom-Bewegung hineingezogen und damit auch in die Auseinandersetzungen um dieselbe. Der Oberkirchenrat hatte bereits im November 1893 Bestimmungen für die kirchliche Aufnahme von Personen, welche zur evangelischen Kirche übertraten, erlassen. Er hat damit schon vor dem Anschwellen der Übertrittsbewegung den Versuch unternommen, die religiösen Motive, die eine Aufnahme in die evangelische Kirche rechtfertigen sollten, in den Vordergrund zu stellen. Trotzdem konnte dadurch nicht verhindert werden, daß von katholischer Seite Angriffe und Schmähungen gegen die Reformation, gegen den Reformator Martin Luther und gegen die evangelische Kirche in Österreich erhoben wurden. Letztere wurde nicht selten pauschal des Antipatriotismus und der Illoyalität gegen den Kaiser beschuldigt. Dagegen protestierte die siebente Generalsynode Augsburgischen Bekenntnisses in Österreich im Jahr 1901 in entschiedenster Weise, wobei sich die Verantwortlichen natürlich bewußt waren, daß unter den Eingetretenen die Zahl derer, bei denen eine deutsche Gesinnung und bestimmte politische Absichten vorherrschend waren, groß war. Im Jahr 1897 umfaßte die Evangelische Kirche A. B. und H. B. auf dem Boden des heutigen Österreich (ohne Burgenland) 100 763 Mitglieder, im Jahr 1905 waren es 130 477 und im Jahr 1913 bereits 172 138 Personen.

Während es einem großen Teil der Führer der Los-von-Rom Bewegung in Österreich vor allem darum ging, die Trennung möglichst vieler Menschen von der römisch-katholischen Kirche herbeizuführen, und auf diese Weise ihrer politischen Bewegung Ansehen und Stärke zu verleihen, zugleich aber etwas wie eine Ideologie mit dieser Bewegung zu verbinden, die über ein Bekenntnis zur großdeutschen Nation hinausging, war unter denen, welche von evangelischer Seite die Los-von-Rom-Bewegung unterstützten, die Absicht eindeutig, möglichst viele der Ausgetretenen unter dem Friedensruf „Hin zum Evangelium“ zum Eintritt in die evangelische Kirche zu bewegen. Hier ragen die Bemühungen des Superintendenten Friedrich Meier von Zwickau ebenso hervor, der vom Evangelischen Bund in Deutschland mit der Unterstützung der „Evangelischen Bewegung in Österreich“ beauftragt wurde, wie die Bemühungen des Gustav Adolf-Werkes. Der 1903 in Österreich gegründete „Evangelische Bund der Ostmark“ vermochte hingegen kaum mehr als eine organisatorische Unterstützung zuwege zu bringen.

Zu dem Zweck der Unterstützung der „Evangelischen Bewegung“ entsandten die beiden genannten Werke aus Deutschland nicht nur Vortragende und Agitatoren, sondern vor allem junge Theologen, die als Vikare, nicht selten auch (nachdem ihnen dann die österreichische Staatsbürgerschaft zuerkannt worden war) als Pfarrer in der evangelischen Gemeinde, die durch ihre Tätigkeit neu entstand, tätig waren. Wenn sich auch unter diesen Vikaren nicht wenige „liberale“ Theologen befanden, denen der christliche und evangelische Glaube mit dem „Guten, Wahren und Schönen“, auf das sie gelegentlich Kinder taufte, identisch zu sein schien, so gab es doch auch unter ihnen andere Personen, die vorher oder dann auch während ihres Wirkens in Österreich eine Hinwendung zu einem biblischen und reformatorischen Christentum vornahmen. Insgesamt war durch diese Bewegung für die evangelische Kirche in Österreich in neuer Weise die Entwicklung zur Volkskirche gegeben, umfaßte sie doch nunmehr außer den Bauern und bestimmten Gruppen des Bürgertums und der Intelligenz auch einen Teil der sich eben politisch zu organisieren beginnenden Arbeiterschaft. Nicht zuletzt entstand in diesen „Los-von-Rom“-Gemeinden auch ein neu ausgeprägtes Wissen, Diaspora zu sein, was sowohl Minderheitsbewußtsein, Gefühl der Hilfsbedürftigkeit, wie auch Sendungsbewußtsein einschloß. Der innere Erfolg der Los-von-Rom-Bewegung ließ am Ende sowohl auf seiten der Eintretenden die unterschiedlichen Motivationen wie auf seiten der sie betreuenden Seelsorger den Grad der geistlichen Intensität in der Betreuung erkennen. Kam es da und dort nicht zur Bildung eines kirchlichen Bewußtseins und gelegentlich auch zu einem relativ raschen Wiederaustritt von Menschen, denen zuletzt die Leistung für die Kirche zu groß war und die die Notwendigkeit der Kirche für ihr Leben nicht zu erkennen vermochten, so gab es in vielen Orten doch ein treues Einfügen der Übergetretenen in das Gemeindeleben, ja selbst eine tiefe innerliche Verankerung in der Kraft echt biblischer Frömmigkeit. Oft halfen auch die Kinder der Eingetretenen, die von Anfang an evangelische Unterweisung erhielten, den Eltern zu einer Verwurzelung, die diesen selbst schwergefallen wäre.

4. Schönerer und die Los-von-Rom-Bewegung

Nun ist es aber an der Zeit, die weltanschauliche Position von Georg Ritter von Schönerer zu skizzieren. Einiges dazu ist bereits gesagt worden; in diesem Zusammenhang ist jedoch vor allem darauf hinzuweisen, daß Schönerer durchaus systematisch (und zwar auch im Waldviertel) den Antisemitismus in Wort und Schrift und dort, wo er es für nötig hielt, mit persönlicher Tat förderte. Dabei darf allerdings nicht vergessen werden, daß der Antisemitismus des 19. Jahrhunderts wenigstens zum Teil andere Wurzeln hatte und auch andere Dimensionen einschloß, als dieses Wort seit dem Hitlerregime in sich schließt. Antisemitismus war damals ein Teil der Auseinandersetzung mit einer Bevölkerungsschicht, der man ungebührliches Vordringen auf Grund eines besonderen Zusammengehörigkeitsgefühles vorwarf. Man fühlte sich in wirtschaftlicher Hinsicht jüdischer Geschäftstüchtigkeit ausgeliefert und nicht zuletzt vermutete man hinter dem Judentum eine weltweite Bewegung, von der man merkwürdigerweise überzeugt war, daß sie gegen das Deutschtum gerichtet wäre. Richtig war daran vielleicht, daß sich das emanzipierte Judentum des 19. Jahrhunderts in ganz starker Weise liberal, aber nicht so sehr national, wie weltoffen gab, daß in ihm neben durchaus ausgeprägt deutschnationalen Zügen und Tendenzen auch andere Verhaltensweisen ihren Platz hatten. Dieser Antisemitismus, der nicht nur bei den „Alldeutschen“, sondern auch in der Christlichsozialen Partei, gelegentlich sogar von Sozialdemokraten vertreten wurde, über den nun eine neuere Untersuchung vorliegt, stellt so etwas wie das

Rückgrat der Weltanschauung Schönerers dar. Die zweite Grundanschauung des Rosenauer Gutsherrn war der „Glaube“ an das Deutschtum als jenen Faktor in der Welt, an dem diese genesen werde.

Schönerer hat damit ein Stück von jener Nationalitätenverherrlichung aufgenommen und in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie gegen deren Existenzform angewendet, die im späten 19. Jahrhundert in vielen Nationen gang und gäbe war. Für ihn verbanden sich aber seit 1900 der Nationalismus und der Glaube an das Deutschtum, den er in besonderer Weise in der Person des Reichskanzlers Otto Fürst von Bismarck ausgeprägt sah, mit der Überzeugung, auf die ihn seine Freunde in der Los-von-Rom-Bewegung geführt hatten, daß diesem deutschen Volk durch die Reformation Dr. Martin Luthers etwas ganz besonderes geschenkt worden sei. Ohne daß Schönerer viel von dem inneren Gehalt der Reformation in sich aufzunehmen vermochte, war er von ihrem Pathos und von der Möglichkeit, daß hier der mündige Mensch in seiner Verantwortung und gewissenmäßigen Rechtfertigung angesprochen wurde, angetan. Die Rechtfertigung aus dem Glauben war vermutlich etwas, über das Schönerer meinte, nicht mehr nachdenken zu müssen. Der Gottesbegriff, den Schönerer hatte, war eindeutig liberal, und schließlich und endlich war es so, daß er in dem Christentum eine die Welt zusammenhaltende geistige Kraft zu erkennen glaubte, ohne sich lehrmäßig mit allzuvielen Aussagen von Bibel und Bekenntnis zu identifizieren. Er wollte immerhin keinen völligen Bruch mit jeder Form von Kirche. Dafür zeugt auch die sorgfältige Erfüllung der Patronatsverpflichtungen durch Schönerer gegenüber jenen katholischen Pfarren, die zu seiner Herrschaft gehörten.

5. Schönerer und der Bau der Kirche zu Zwettl

Jedenfalls aber hat Schönerer den Bau der evangelischen Kirche in Zwettl aus eigenem initiiert und auch durchgeführt. Am 13. März 1903 schrieb er an das Presbyterium der evangelischen Pfarrgemeinde A. u. H. B. in Krems: „Ich teile Ihnen mit, daß im nächsten Monat mit dem Bau des evangelischen Bethauses in Zwettl begonnen wird; ich trage die Kosten und werde später in geeignetem Zeitpunkt das Haus in das Eigentum der evangelischen Gemeinde übergeben. Ich bitte nur, mir die Kosten der inneren Einrichtung (mit dem Ofen) mit 807 Kronen aus den von Ihnen zu sammelnden Geldern zu ersetzen . . . Ober die Eingangstür wird Bismarcks Spruch angebracht: Wir Deutschen fürchten nur Gott. Mit all-deutschem Gruß . . .“ Es begannen im Frühjahr 1903 die Vorbereitungen für den Kirchenbau, der dann mit der inneren Einrichtung während des Winters auf 1904 abgeschlossen wurde. Schönerer beschäftigte nach Möglichkeit Gutsarbeiter oder Firmen und Handwerker, die bereits zu ihm in einem bewährten Verhältnis standen. Das beweist auch die Tatsache, daß der Altar in der Kirche sichtlich von einem Tischler geformt wurde, dem der katholische Tabernakelalter näher stand als ein nach den Vorbildern evangelischer Kirchen und den liturgischen Ansichten im Luthertum errichteter evangelischer Altar. Bereits zur Jahreswende stand der Termin der Kirchweihe fest, denn am 12. Februar 1904 wandte sich Schönerer von Rosenau aus schriftlich an den Vikar der Gemeinde in Krems und schrieb: „Geehrter Herr Monsky! In bezug auf die für den 4. April festgesetzte Einweihung der Zwettler Kirche bitte ich Sie, nach Ihrem Ermessen vorzugehen, da ich mich an solchen kirchlichen Feierlichkeiten nicht beteilige . . .“

Max Monsky war auch einer von denen, die als Los-von-Rom-Vikare nach Österreich gekommen waren. Er stammte aus Ostpreußen und war Stipendiat des Berliner Domkandidatenstiftes; während der Studienreise zum Abschluß der dortigen Ausbildung ins Rhein-

land erreichte ihn der Ruf von Superintendent Friedrich Meier, daß er nach Österreich gehen sollte. Bereits im Rheinland, in den evangelischen Anstalten zu Bethel, traf er Senior Dr. Ludwig Schwarz aus Gallneukirchen, der dort eine Festpredigt hielt und ihn in seinem Entschluß, nach Österreich zu gehen, bestärkte. Ende 1901 hielt Monsky in St. Pölten und Krems seine Probepredigten, wurde dann in Ostpreußen zum geistlichen Amt ordiniert und kam im Sommer 1901 nach Österreich. Da er noch nicht österreichischer Staatsbürger war, blieb er Vikar. Auch war die Predigtstelle in Krems, die zu St. Pölten gehört hatte, erst kurz vorher zur Pfarrgemeinde erhoben worden. In seinen Lebenserinnerungen, die er in hohem Alter zu Papier brachte, schrieb Monsky überhaupt nichts von dem Bau der Kirche in Zwettl. Er stellte lediglich fest, daß er zu Georg Ritter von Schönerer kam, dessen „Schloßkaplan“ er von Krems aus geworden sei. So ist man auf die Unterlagen angewiesen, die sich im Pfarrarchiv zu Krems befinden; diese weisen lediglich darauf hin, daß Monsky die Angelegenheit der Kirchweihe alleine betrieb, ohne von Schönerer oder dem Kremser Presbyterium besondere Unterstützung zu erhalten. Knapp vor der Errichtung der Zwettler Kirche hat Monsky ein persönliches Christuserlebnis gehabt, das ihn endgültig aus allen liberalen Theologien herausriß und in eine sehr innig und persönlich verstandene Christusfrömmigkeit führte. Dieses Bekehrungserlebnis war dann auch der Grund, warum Monsky im Jahr 1911 das Kremser Pfarramt kündigte und als Evangelist und Missionar (Gründer der Evangelischen Volksmission in Wien) tätig wurde.

Hingegen ist unklar, aus welchen Gründen Schönerer der Einweihungsfeierlichkeit fernblieb. Vermutlich doch eher aus dem Grund, weil ihm die kirchlichen Feiern und damit die Kirche als Institution nicht unbedingt konvenient waren. Vielleicht war es aber auch der



*Schönerer, der Erbauer der
evangelischen Kirche in Zwettl*

(Fotos: Stadtarchiv Zwettl)

Grund, daß er einen Skandal und eine noch größere Aufregung in Zwettl vermeiden wollte, denn eine solche bedeutete die Errichtung dieser Kirche für eine nur ganz geringe Anzahl von Protestanten im oberen Waldviertel denn doch. Wenn auch Monsky einmal die Zahl jener Evangelischen, die zu Zwettl gehören sollten, mit 50 angab, so waren es in der Stadt selbst doch nur erheblich weniger (nach der Volkszählung von 1900 waren es acht Personen). Es war also nicht verwunderlich, daß man in der Errichtung dieser Kirche eine offenkundig gegen den Katholizismus gerichtete Tat erblickte, wovon ein Bericht in der „Reichspost“, dem zentralen Organ der Christlichsozialen Partei vom 1. April 1904 unter der Überschrift „Einweihung der neuen ‚Los-von-Rom-Kirche‘ in Zwettl“ kündigt: „Am 4. April l. J. wird die von Herrn Schönerer erbaute protestantische Kirche feierlich eingeweiht werden. Ober dem Eingangstor ist mit großen goldenen Lettern der bekannte Bismarcksche Spruch zu lesen: ‚Wir fürchten Gott‘ u. s. w. Ja, die Gottesfurcht wäre schon recht, denn sie ist der Anfang der Weisheit. Nur aus Bosheit hat Schönerer dieses Gebäude auf seinem Grund erbauen lassen, und will die blöde ‚Los-von-Rom‘-Hetze wie im Egerland so auch in Zwettl betreiben. Am Ostermontag soll es losgehen. Alle Korporationen und Behörden sind vom Herrn Monsky schriftlich eingeladen worden, ja, in sehr viele katholische Häuser hat man das Festprogramm geschickt. Bibeln und protestantische Broschüren sind bereits früher in Unmassen verteilt worden. Herr Monsky tritt in Zwettl auf, als ob hier Hunderte von Protestanten leben würden, als ob die ganze katholische Bevölkerung der Stadt schwach in ihrem Glauben und reif zum Abfalle wäre. Derzeit wohnen in Zwettl ganze vier Protestanten. — Ob sich die politische Behörde und die Stadtgemeindevertretung an der Festlichkeit beteiligen oder nicht beteiligen wird, davon hängt in Zwettl Krieg oder Frieden ab. Herr Monsky muß in Zwettl bescheidener auftreten, wenn er Duldung beansprucht. Wer den Frieden will, der soll auch den Frieden des Nächsten nicht stören. Wir sind tolerant; täglich können die vier Protestanten ihr Bethaus besuchen, kein Zwettler wird sie daran hindern. Wenn aber Herr Monsky als Reformator, als Eroberer bei uns auftritt, wenn er zum Abfalle lockt, so muß er sich es gefallen lassen, daß man ihm auch den stärksten Widerstand leistet. Die Duldung hat ihre Grenzen.“

Schönerer hat auch in anderen Zusammenhängen zur Genüge seine antiklerikale Einstellung zum Ausdruck gebracht. Als er 1912 der Gemeinde Kirchberg am Walde das Hamerling-Haus schenkte, schloß er die Tätigkeit von Lehrpersonen geistlichen Standes oder die Vermietung von Räumen im Haus an solche Personen ausdrücklich aus.

6. Die evangelische Gemeinde in Zwettl

Die Weihe der Zwettler Kirche fand also am 4. April 1904 statt. An ihr nahmen ungefähr 400 Personen teil. Monsky hielt die Predigt und nahm auch die Weihe vor, also nicht wie sonst üblich der zuständige Superintendent oder Senior. In einem Nachmittagsgottesdienst wurde die erste Taufe in diesem Gotteshaus gehalten, beim Mittagessen wurden die Gruß-telegramme, die in großer Anzahl gekommen waren, verlesen. Unter ihnen befand sich auch das Telegramm, das Schönerer aus Wiesbaden geschickt hatte: „Möge das ‚Los-von-Rom-Kirchlein‘ in Zwettl stets ein Wahrzeichen sein für die aus rein nationalen Gründen von mir ins Leben gerufene Los-von-Rom-Bewegung in der deutschen Ostmark. Heil Luther. Heil Bismarck. Unverfälscht deutscher Gruß. Schönerer“. Es blieb nicht bei diesem einen Gottesdienst. Trotz der umständlichen Verkehrsverbindung von Krems aus hat Monsky im Jahr 1904 noch fünf weitere Gottesdienste gehalten, vier davon am Vormittag

und den am 2. Weihnachtsfeiertag um 15.00 Uhr, und zwar jeweils als Predigtgottesdienst mit Feier des hl. Abendmahles.

Die Ausstattung der Kirche war fertig, denn auch eine rund 100 Kilogramm schwere Glocke konnte um 286 Kronen angeschafft werden, ein Harmonium war eingetroffen, und die Bänke waren wie die Heizgelegenheit gegeben. Nicht geklärt war allerdings noch die Grundstücksfrage, hatte doch Schönerer auf einem Grundstück bauen lassen, das nicht ihm gehörte. Erst im Jahr 1908 kam es dazu, daß die Grundtauschaktionen vorgenommen wurden und Schönerer der grundbücherliche Eigentümer jenes Platzes wurde, auf dem die Kirche steht. Am 11. Juni 1909 fragte Schönerer beim Kremser Presbyterium an, ob Zwettl bei Krems bleiben sollte oder an die sich möglicherweise bildende neue Pfarrgemeinde Heidenreichstein abgetreten werden würde (die Errichtung Heidenreichsteins erfolgte dann jedoch erst im Jahr 1925). Da Schönerer auf diese Frage anscheinend keine befriedigende Antwort erhalten hatte, kam es am 17. Oktober 1910 zu einem Notariatsakt, in dem Schönerer die Kirche der Evangelischen Pfarrgemeinde A. u. H. B. Krems schenkte; am 28. Oktober 1910 wurde die grundbücherliche Übertragung auf Kosten der Gemeinde vorgenommen.

Die Kirche stand, eine Gemeinde im eigentlichen Sinne fehlte. Es waren einzelne Protestanten, nicht zuletzt Gutsbeamte und Anhänger Schönerers, die sich zur Zwettler Kirche hielten. Auch deren Anschauungen waren durchaus nicht identisch mit dem, was Pfarrer Monsky von der Existenz dieser Kirche und von der Zugehörigkeit dazu hielt. So gab es eigentlich von Anfang an genügend Sorgen um das Kirchlein, die im Jahr 1929 in einem offenen Brief des Presbyteriums von Krems an die Zwettler Evangelischen ihren Ausdruck fanden. Damals war eine Renovierung der Kirche notwendig, und die Kremser gaben ehrlich zu, daß weder die Muttergemeinde Krems, noch auch diejenigen, die zur Kirche in Zwettl gehörten, in der Lage seien, diese Renovierung vorzunehmen. Die Kirche war aber da — die Vertreibung der Deutschen in den Jahren 1945/46 aus den Sudetenländern und aus Südmähren brachte dann nachträglich so etwas wie eine Gemeinde dazu. Die angebliche oder wirkliche „Bosheit“ von seinerzeit wandelte sich in einen Auftrag der Betreuung. In diesem kleinen Kirchlein fanden viele Evangelische eine kirchlich-geistliche Heimat, was in der besonderen Betreuung dieser Gemeinde nach der Errichtung der Pfarrgemeinde Horn zum Ausdruck kam.

Schönerers Werk ist sonst fast nur mehr von historischem Interesse. Die weitere geschichtliche Entwicklung hat so gut wie alle Ansätze des Denkens und des Wollens Schönerers unmöglich gemacht. Das Kirchlein in Zwettl steht aber und hat Bedeutung, weil es nicht nur einen Akt gegen eine andere Überzeugung, sondern vor allem einen positiven Akt des Bekennens und des Sichzuwendens darstellt. Diese positive Seite der Geschichte des Zwettler Schönerer-Kirchleins kann auch gegenwärtig als Aussage über die Wichtigkeit des Gebäudes gemacht werden. Heute ist dieses Kirchlein ein Zentrum für evangelische Arbeit, die antikatholischen Emotionen sind geschwunden, und es sind bestimmte Zeichen des Miteinanders der Kirchen feststellbar, und man weiß sich hier nicht mehr in von einem „Los von . . .“, sondern in einem „Hin zu Christus“ als dem Haupt der ganzen Kirche. Dazu, daß die evangelische Gemeinde in Zwettl in allen Stücken an Christus als ihrem Haupt wachsen kann, besteht dieses Gebäude.

QUELLEN UND LITERATURBERICHT

a) Über Schönerer:

Friedel Moll, Geschichte des Museums der Stadt Zwettl. In: Das Waldviertel 34 (1985) S. 129-137.

Friedel Moll, Die „Sammlung Schönerer“ in Zwettl. In: Das Waldviertel 34 (1985) S. 185-201.

Adam Wandruszka, Österreich — Ungarn vom ungarischen Ausgleich bis zum Ende der Monarchie (1867-1918). In: Handbuch der Europäischen Geschichte. Hg. v. Theodor Schieder. Band 6 (Stuttgart 1968) S. 353 bis 399; S. 369-372: Schönerer und das Linzer Programm.

Frank Wende (Hg.), Lexikon zur Geschichte der Parteien in Europa (Stuttgart 1981) S. 450-452: (Österreich): Deutschnationale Parteien, Gruppen und Parteiverbände.

Andrew G. Whiteside, Georg Ritter von Schönerer. Alldeutschland und sein Prophet (Graz-Wien-Köln 1981).

b) Zum Antisemitismus im Waldviertel:

Friedrich Polleß, Antisemitismus im Waldviertel (=Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes. Band 25, Krems 1983).

c) Aus der Sicht des betroffenen Pfarrers finden sich einige Bemerkungen bei: Max Monsky, Im Kampf für Christus (Wien 1963).

d) Zur Los-von-Rom-Bewegung und der Geschichte des österreichischen Protestantismus:

Gustav Reingrabner, Protestanten in Österreich. Geschichte und Dokumentation (Wien-Köln-Graz 1981).

Derselbe, Der Evangelische Bund und die Los-von-Rom-Bewegung in Österreich. In: Gottfried Maron (Hg.), Evangelisch und Ökumenisch (=Kirche und Konfession 25, Göttingen 1986) S. 285 ff.

Das Evangelische Pfarramt AuHB Horn stellte Kopien von zeitgenössischen Zeitungsberichten sowie von Briefen Schönerers an das Presbyterium der Evangelischen Pfarrgemeinde AuHB Krems zur Verfügung, wofür herzlich gedankt wird.

Die Geschichte des österreichischen Protestantismus an der Wende zum 20. Jahrhundert bedarf, wie auch die Angaben und Urteile im Buch von Whiteside gelegentlich zeigen, noch eingehender Untersuchungen. So ist auch diese Darstellung, die als Vortrag bei der 80-Jahr-Feier des „Schönerer-Kirchleins“ am 27. Mai 1984 im Saal des Schlosses Rosenau gehalten wurde, durchaus als Versuch und damit als vorläufig anzusehen.

Literatur aus Österreich

TEXTE ZEITGENÖSSISCHER AUTOREN

Jahresabonnement (6 Hefte) öS 250,—

Kostenlose Probehefte:

Arbeitsgemeinschaft Literatur

Malek Verlag GmbH

A-3500 Krems, Wiener Straße 127

Der jüdische Friedhof in Zwettl

Der israelitische Friedhof in Zwettl wurde 1882 über Initiative des Branntwein- und Essigfabrikanten Samuel Schidloff errichtet und 1890 vom Friedhofsverein Chevra Kadischa übernommen. Er liegt neben dem Syrner Friedhof.

Im September 1921 kam es offensichtlich zu Beschädigungen an den Grabsteinen, denn die Kultusgemeinde wandte sich mit einer Beschwerde an die Bezirkshauptmannschaft Zwettl, die ihrerseits die Stadtgemeinde um Untersuchung des Vorfalles bat. Die Stadtgemeinde Zwettl erklärte sich aber in diesem Fall für inkompetent und meinte, da der Friedhof versperrt und somit der Öffentlichkeit nicht zugänglich sei, sollte die Israelitische Kultusgemeinde eventuelle Beschädigungen gleich bei kompetenter Stelle zur Anzeige bringen.¹⁾

Im März 1939 bekundete die Stadtgemeinde Zwettl ihr Interesse an den Grundstücken des israelitischen Friedhofes (3 Parzellen mit einem Gesamtausmaß von 616 m²) und bot dafür einen Betrag von RM 244,80. Es erwies sich allerdings als schwierig, den Besitzer der Grundstücke zu eruieren, denn die Zweigstelle Zwettl des Vereines Chevra Kadischa war bereits 1905 aufgelöst worden. Bürgermeister Schröfl ersuchte daher den Landrat, einen Treuhänder bestellen zu lassen. In der Stabskanzlei des „Reichskommissars für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich“ hatte man wegen des rechtmäßigen Grundeigentümers aber wenig Bedenken. Man vertrat die Ansicht, daß die erwähnten Liegenschaften sofort zum Verkauf gelangen sollten.²⁾ Im Gegensatz dazu teilte das Naturhistorische Museum in einem Schreiben an die Stadtgemeinde Zwettl mit, daß derzeit aus dringenden wissenschaftlichen Gründen an dem jüdischen Friedhof in Zwettl keine Veränderungen vorgenommen werden dürften.³⁾ Tatsächlich kam der geplante Kauf auch nicht zustande.

Am 11. März 1940 teilte der Landrat des Kreises Zwettl mit, daß die jüdischen Friedhöfe nun geschlossen werden könnten und einer Verwertung der vorhandenen Grabsteine im allgemeinen nichts im Wege stünde. Trotzdem wurden die Grabsteine des jüdischen Friedhofes in Zwettl nicht als Baumaterial verwendet, wie das anderswo häufig der Fall war. Der Grund dafür ist sicherlich in dem Umstand zu suchen, daß man sich bei der Schließung der Friedhöfe an die einschlägigen Bestimmungen der entsprechenden Friedhofsordnung zu halten hatte. War keine Friedhofsordnung vorhanden (was in Zwettl der Fall war), so mußte aus sanitätspolizeilichen Gründen eine Frist von zehn Jahren für die Auffassung des Friedhofes eingehalten werden.⁴⁾

Heute ist die Israelitische Kultusgemeinde in Wien für die Erhaltung des Friedhofes zuständig. Im August 1987 waren folgende Inschriften an den Grabstellen noch erkennbar:

Julie Schidloff, gest. 4. Oktober 1901 im 75. Lebensjahr
Samuel Schidloff, gest. 22. März 1903 im 82. Lebensjahr
Adolf Schidloff, gest. 16. September 1921 im 65. Lebensjahr
Mathilde Schidloff, gest. 29. November 1929 im 64. Lebensjahr
Michael Grünwald, gest. 12. April 1920 im 78. Lebensjahr
Leopold Grünwald, gest. 21. Juli 1894 im 57. Lebensjahr
Katharina Grünwald, geb. Bauminger, geb. 20. November 1851, gest. 13. März 1892
Frl. Else Biegler aus Neu Pölla, geb. 13. Dezember 1861, gest. 7. Dezember 1921
Simon Biegler aus Neu Pölla, gest. am 4. Dezember 1907 im 82. Lebensjahr



Der Eingang zum jüdischen Friedhof in Zwettl

(Foto: Friedel Moll, Zwettl)



Grabstein auf dem jüdischen Friedhof in Zwettl

(Foto: Friedel Moll, Zwettl)

Frau Ludmilla Taussig aus Grainbrunn, geb. 2. November 1853, gest. 28. April 1906
 FrI. Emma Taussig aus Grainbrunn, geb. 27. Oktober 1884, gest. am 10. Jänner 1906
 Henriette Morawetz, gest. am 2. Oktober 1904 im 84. Lebensjahr
 Emanuel Morawetz, gest. 22. September 1889 im 77. Lebensjahr
 Kathi Herz, geb. 21. September 1866, gest. 19. August 1920
 Albertine Zeilinger, geb. Hirsch aus Großschönau, geb. 18. April 1855, gest. 1. April 1901
 Theresia Mandl, gest. 21. März 1898 im 89. Lebensjahr
 Frau G... Mandl, gest. 18. Oktober 1886 (?) im 78. Lebensjahr (?)
 Rosalie Riegler aus Neu Pöllau
 Samuel Löffler, gest. am 6. April 1894 im 77. Lebensjahr
 Josefine Mayer, gest. 1. Oktober 1882 im 3. Lebensjahr
 Gustav Mayer, gest. am 21. 12. 1888 im 3. Lebensjahr
 Flora Meier, geb. Weiß, gest. 6. Oktober 1886 im 33. Lebensjahr
 Jakob Reininger, gest. 10. Dezember 1882 im 37. Lebensjahr

Sicherlich liegen auf diesem Friedhof aber mehr Menschen begraben, leider waren exakte Angaben über die hier vorgenommenen Bestattungen auch von der Israelitischen Kultusgemeinde in Wien nicht zu bekommen. Einzelne Stellen an der Friedhofsmauer lassen darauf schließen, daß hier einmal Tafeln angebracht waren, manche noch vorhandene Metalltafel an der Wand ist bereits so stark verrostet, daß keine Inschrift mehr erkennbar ist. Allein die Daten aus der Geschichte der Familie Schidloff berechtigen zu dem Schluß, daß hier wesentlich mehr als die 23 oben angeführten Personen bestattet sind.

Bis vor kurzem befand sich der israelitische Friedhof in Zwettl in einem höchst bedauernden Zustand. Seit Mitte 1988 bemüht sich aber die Stadtgemeinde Zwettl-NÖ — mit Unterstützung durch das Landesarbeitsamt (Aktion 8000) — intensiv um die Restaurierung dieser Anlage, und so besteht die berechtigte Hoffnung, daß hier in absehbarer Zeit wieder eine würdige Gedenkstätte entstehen wird.

ANMERKUNGEN

¹⁾ Stadtarchiv Zwettl (StAZ), Karton 98, Nr. 591.

²⁾ StAZ, Karton 118, Nr. 156.

³⁾ Ebd.

⁴⁾ StAZ, Karton 119, Nr. 186.

LITERATURHINWEISE

Elisabeth Koller-Glück, Was wurde aus den Synagogen in Niederösterreich? In: NÖ Kulturberichte (Juli/August 1981) S. 1-4.

Friedrich B. Pölleröb, 100 Jahre Antisemitismus im Waldviertel (=Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes, Band 25, Krems an der Donau 1983).

Robert Streibel, Restaurierung jüdischer Friedhöfe in NÖ. Ausgebesserte Mauern — abgebaute Vorurteile. In: Die Gemeinde. Offizielles Organ der Israelitischen Kultusgemeinde Wien Nr. 369/370, 2. September 1988, S. 14.

Robert Streibel, Gottes Acker ist verwildert. Das Schicksal der jüdischen Friedhöfe. Eine Aktion will retten, was noch zu retten ist. In: morgen. Kulturzeitschrift aus Niederösterreich 12 (1988) S. 260-262.

Robert Streibel, Das Moos des schlechten Gewissens. Renovierung der jüdischen Friedhöfe in NÖ hat begonnen. In: NÖ Kulturberichte (November 1988) S. 11.

Verein Kultur im Alltag. Restaurierung jüdischer Friedhöfe in Niederösterreich. Lesebuch Band 1 ff. (Wien 1988 ff.).

Vom Dreschen im Stadel anno 1945

Ich kann mich noch gut an diese Drescherzeit in unserem Ort Frauendorf bei Großgerungs erinnern*) und versuche sie wieder einmal zu schildern, wie ich sie erlebt habe. Dieses Dreschen mit dem Dreschflegel oder später mit der Dreschmaschine spielte sich in allen Dörfern rund um Großgerungs ab. Es war eine schwere, doch auch gesellige Arbeit für den Spätherbst bis hin zum Weihnachtsfest. Bauern, die länger brauchten, wurden meist als „Trödler“ oder „Brodler“ bezeichnet. Nach Weihnachten also schwiegen die Dreschflegel im allgemeinen. Ich höre noch diesen Klang der Dreschflegel auf Stroh und Tenne. Fast in jedem Stadel hörte man das Gepolter, und es verstummte erst, wenn es dunkel geworden war. Zwischendurch aber hörte man immer wieder das fröhlich-schrille Lachen von Frauenstimmen und das witzelnde Gerede tieferer Männerstimmen, trotz schwerer manueller Arbeit. Man wußte auch, wie viele Personen jeweils in einem Stadel beisammen waren, denn man hörte es ja an der Anzahl der Flegel, wenn sie am Tennenboden aufschlugen.

Es konnten bis zu sechs Mann dreschen. Für Schüler war diese Arbeit noch zu schwierig. Hier war Stärke und Ausdauer wichtig. Oft wurden dazu Nachbarn eingeladen, die entweder schon fertig waren oder eben nichts zu dreschen hatten. Mehr als sechs Mann waren beim Drischeldreschen also nicht gefragt, da es dann nicht mehr möglich war, den Takt zu halten. Dieser Takt mußte unbedingt eingehalten werden, da sonst ein Dreschen unmöglich wurde. Ein etwaiges Zusammenschlagen der Flegel brachte meist alle aus dem Rhythmus, und es dauerte meist eine Weile, bis dieser wieder gefunden wurde. Das Lied der Dreschflegel war bei richtigem Rhythmus schön anzuhören.

In meiner Gegend erfand man auch einen Text dazu. Bei zwei Mann war es einfach. Da klang es schlicht Tick — Tack.

Bei drei: Stich Kotz o . . . stich Kotz o . . . usw.

Bei vier: Sterz in d'Schüss'l . . . Sterz in d'Schüss'l . . . usw.

Bei fünf: Sterz aus da Schüss'l . . . Sterz aus da Schüss'l . . . usw.

Bei sechs: Stich d'Kotz o häng d'Haut auf . . . Stich d'Kotz o häng d'Haut auf . . . usw.

Ob dieser Vers hiefür auch in anderen Gegenden Verwendung fand, entzieht sich meiner Kenntnis.

Ich möchte nachträglich noch aufzeigen, wie der Dreschvorgang ablief. Die Garben wurden links und rechts mit dem Garbenstumpf zur Tennenwand aufgelegt, sodaß die Ähren in der Mitte der Tenne zu liegen kamen. Ein „Leger“ bestand meist aus zwanzig Garben. Sie wurden einmal gewendet und auch auf der anderen Seite abgedroschen. Nach diesem beidseitigen Abdreschen wurden die Garben, die mit einem Strohbund gebunden waren, aufgelöst und nochmals abgedroschen. Für diesen einen „Leger“ wurden meist fünfzehn oder zwanzig Minuten benötigt.

Sodann wurden sie ausgeschüttelt und zu „Schabes“ (großen Garben) in ein leerstehendes „Hoi'bam“ (Stadelabteil) gelegt. Das ausgedroschene Korn wurde mittels „Reitern“ (geflochtenen Sieben) gereinigt und später mit Windmühlen, die noch mit der Hand betrieb-

*) Emmerich Rössler wurde am 29. September 1940 in Frauendorf bei Großgerungs geboren. Er hat neun Geschwister. Nach dem Besuch der Volks- und Hauptschule sowie der Landwirtschaftlichen Fortbildungsschule in Großgerungs übernahm er 1966 den elterlichen Hof und eine Betriebsfläche von 5 ha. Da dieser kleine Betrieb eine fünfköpfige Familie nicht ausreichend ernähren konnte, begann Rössler 1969 als Schichtarbeiter bei der VÖEST-ALPINE in Linz zu arbeiten.

ben wurden, von Spreu und Unkraut gereinigt. Der Dreschflegel bestand aus einem Stiel und dem sogenannten Flegel, der aus Hartholz war und vom Schmied mit Eisenringen umzogen wurde. Dieser Flegel wurde mittels eines Lederriemens (Sauleder — weil geschmeidig) am Stiel fest und doch beweglich angebracht. Der Stiel durfte beim Dreschen nie ganz fest gehalten werden, sondern mußte sich immer in der Hand drehen, da sich sonst das Lederband zu einem Drall wand und nicht mehr geschwungen werden konnte.

Als ich schon ein paar Jahre zur Schule ging (um 1950), begann man mit dem Dreschen des Kornes mit einer Maschine. Für den Hafer gab es auch die sogenannte „Stift'lmaschine“. Diese war nicht groß und bestand aus einer rotierenden, mit Eisenstiften ausgestatteten Trommel, die das Korn herunterriß. Für das Getreide gab es eine andere Maschine, die ebenfalls aus Holz bestand. Um eine Eisenwelle von zirka zweieinhalb Metern Länge war eine Blechtrommel befestigt, deren Oberseite rauhe Stellen aufwies. Diese Welle drehte sich in einem Korb, der wiederum vergitterte, eiserne Stäbe aufwies. Durch den Schwung der Trommel, der durch den Antrieb des Motors hergestellt wurde, wurden das Stroh und somit die Ähren an die Innenseite des Korbes geschlagen und das Korn flog so aus seinen Hülsen. Dieses Drechen war schon eine kleine Feierlichkeit. Dazu wurden aber meist vierzehn Leute benötigt. Auch hier wurde bis vor Weihnachten gedroschen. Schon am Vortag wurden Strudel, Kuchen, Gugelhupf oder anderes Backwerk hergestellt. Oft wurde auch Gulasch vorgekocht, da am Dreschtag hierfür keine Zeit war. Bei diesem Dreschen konnten auch Schüler helfen und konnten mit Einverständnis der Lehrer und der Eltern daheimbleiben. Wir waren immer gerne dabei. Da war es lustig, wenn auch Nachbarskinder dabei waren. Ein Versteckerlspiel im Stadel war immer etwas Lustiges, falls man gerade nicht gebraucht wurde. So brummte es in dieser Zeit täglich in einem anderen Stadel.

Das Ganze lief wie folgt ab: Zwei schon etwas stärkere Kinder mußten im „Hoi'bam“ (Getreidestockabteil) sein, um die „Goarb'm“ (Garben) zum „Aufschneida“ (Bandaufschneider), der auf der Maschine stand, zu bringen. Der Bandaufschneider mußte flink und geschickt sein, und er hatte immer darauf zu achten und zu trachten, daß der Einleger niemals warten mußte und doch keine Garbe zu viel auf seinen Einlegetisch kam. Die staubigste und schlechteste Arbeit hatte wohl die „Daunanehmerin“ (von der Maschine Wegnehmerin), denn hier staubte es immer gewaltig. Dafür wurde meist eine Frau verwendet, die etwas wortkarg, also nicht redselig war. Diese mußte sich sowieso ihren Mund verbinden, um nicht gar zu viel Staub zu schlucken. Die also fing das Stroh auf, das mit großem Schwung von der Maschine weggeschleudert wurde. Sie nahm das aufgefangene Stroh und legte es auf einen hölzernen „Schrog'n“ (Holzschragen — auch zum Darauflegen eines Schweines, wenn abgestochen wurde), an dem wiederum zwei Frauen mit dem Gesicht zueinander das Stroh ausschüttelten, damit kein Korn mehr im Stroh war. Hiezu wurden meist zwei junge Frauen oder auch ledige Mädchen eingeteilt. Diese brachten oft Spaß in die ganze Angelegenheit, wenn zwei stämmige Männer oder ledige Burschen das Stroh zu „Schabes“ (größeren Garben) zusammenbanden und ebenso für Späße zu gebrauchen waren. Hier wurde dann oft gelacht, geneckt, oder wenn mal eine gar zu keck war, wurde sie in den „Schabes“ eingebunden und zu den Strohlegern transportiert. Diese hatten dann ebenfalls Spaß damit, wenn sie das Opfer ausbanden und unter Lachen der ganzen Stadelgemeinschaft zappelnd auf die Tenne hinunterbrachten. Doch ich kann mich auch erinnern, daß es mal umgekehrt war, als zwei resolute, starke junge Frauen einem Mannsbild den „Garaus“ machten (fertig machten) und ihn zum Gelächter aller einbanden. Also wie gesagt, es herrschte trotz harter Arbeit auch immer wieder Frohsinn.

Zum Strohlen wurden oft zwei und drei Männer gebraucht, wenn das Stroh in die entfernteste Stadelcke zu bringen war. Weiters wurden eine „Ausrecherin“ und eine „Reiterin“ (Sieberin) benötigt. Die Ausrecherin hatte das abgefallene, längere Stroh, das lose auf der Tenne umherlag, zusammenzurechen und das Korn, das rund um die Maschine verstreut war, der „Reiterin“ zu bringen. Die wohl anstrengendste Arbeit hatte immer die „Reiterin“. Diese mußte flink, stark und ausdauernd sein. Hin und wieder aber half auch die „Ausrecherin“, wenn sie gerade nicht so viel Arbeit hatte. Das Sieben des Kornes ging in die Hände. Auch das gebückte Stehen bei dieser schweren Arbeit verlangte einer „Reiterin“ alles ab. Als später die sogenannte „Putzerei“ (auch Dreschmaschine) den auch im Volksmund bezeichneten „Nudelwalker“ ablöste, ersetzte diese Maschine die schwere Arbeit einer „Reiterin“. Der Mann beim Diesel- oder auch Petroleummotor hatte außer der Wartung dieser Kraftmaschine, wenn nötig, da und dort zu helfen. Als später der Elektromotor aufkam, fiel auch diese Arbeitskraft weg.

Nach einem wirklich anstrengenden langen halben Tag (oft aber auch ganzen Tag, wenn ein anderer Bauer schon vormittags gedroschen hatte), begann man dann zünftig zu essen, was die Bäuerin schmackhaft und ausgiebig aufgestellt hatte. Bei Fleisch, Gebackenem, Wein, Bier, Most oder Schnaps wurde wohl müde, doch immer noch lustig und gesellig die Brotzeit gehalten. Die Witzeleien beim Trunk wurden auch hier oft noch zwischen den Geschlechtern weitergeführt und so manche Rache wurde für nächsten Tag beim nächsten Bauern vorprogrammiert.

Mährusch

Hiatz is de Zeit — do brumman Drescha
 des Kernd'l is schau reif,
 g'schwind is a Föd o'g'maht und schau drosch'n,
 de Oarbat is heut leicht.

Am Födroad steht a Wog'n mit'n Kernd'l
 schau putzt und ferti' zan Vakauf,
 a Lodewog'n gezog'n van Traktor
 hoit's Stroh — und la is Föd boid draußt.

Und wia i do so steh und zuaschau
 do denk i z'ruck wia i a Kind,
 und siach de grad'n Mand'lzei'n
 va Föd za Föd — ba Sunn und Wind.

I hör und siach de Leut in Kornföd
 wia's scherz'n — wer'n und si' riah'n,
 a Wort a G'lachta zwisch'ndurchi
 wo hört ma des ban heutg'n Lärm.

I drah mi um — und dank in Herrgott
 für Seg'n und Geb'm der heutg'n Zeit,
 und hob a Bitt a ries'ngroßi
 des Mensch'ngmiat soi's oidi bleib'm.

Nachlese zum internationalen Symposium über Walther von der Vogelweide

Dieses von der Arbeitsgemeinschaft Literatur im NÖ Bildungs- und Heimatwerk und vom Waldviertler Heimatbund am 1. und 2. Oktober 1988 in Traunstein und Zwettl veranstaltete Symposium wurde von einem Vorbereitungskomitee organisiert, das unter der vorbildlichen Leitung des ehemaligen Bezirksschulinspektors von Zwettl, Herrn Reg.-Rat. Dr. Franz Trischler, stand.

Die Tagung, an der über 100 Personen teilnahmen, widmete sich vor allem dem Thema der Herkunft Walthers von der Vogelweide. Die Vorträge und Exkursionen bewegten sich um die zentrale Frage: „War Walther von der Vogelweide ein Waldviertler?“ Nach der Begrüßung der Tagungsteilnehmer im Bildungshaus St. Georg in Traunstein durch die örtliche Trachtenmusikkapelle und Dr. Trischler, der auch einleitende Worte sprach, referierte Univ.-Lektor Dr. Günter Zimmermann (Wien) über „Mittelhochdeutsche Literatur im Waldviertel“. Univ.-Prof. Dr. Alfred Ebenbauer (Wien) stellte in launiger Weise „Die bisher tradierten Geburtsorte Walthers von der Vogelweide“ vor. Nach der Mittagspause erläuterte dann Univ.-Prof. Dr. Bernd Thum (Karlsruhe/BRD) „Argumente für die Herkunft Walthers von der Vogelweide aus dem Waldviertel“. Die anschließende Exkursion, welche Dipl.-Ing. Helmut Hörner (Wien) leitete, führte in die Gegend von Anschau zur sogenannten Waid, dem vermutlichen Vogelweidhof. Das Programm wurde dann in Zwettl mit einem Lichtbildervortrag von Walter Klomfar (Wien) „Die Wüstung Walthers bei Perweis“ fortgesetzt. Beim Empfang der Symposiumsteilnehmer durch den Landeshauptmann von Niederösterreich, vertreten durch den Präsidenten des Niederösterreichischen Landtages, Mag.



Univ.-Prof. Dr. Bernd Thum (links) im Gespräch mit Reg.-Rat Dr. Franz Trischler, dem Initiator des Walther von der Vogelweide-Symposiums.

(Foto: Erich Rabl, Horn)

Franz Romeder, gab es Gelegenheit zu weiteren Gesprächen. In der Generaldiskussion, die am Sonntag, dem 2. Oktober, im Sitzungssaal der Stadtgemeinde Zwettl standfand, faßten die Referenten die Ergebnisse ihrer Ausführungen des Vortages noch einmal zusammen. Die folgende literarisch-musikalische Matinee fügte sich harmonisch in die Thematik des Symposions. Beendet wurde die Tagung nach einer Fahrt auf den Truppenübungsplatz Allentsteig zur Wüstung „Walthers“ unter der Führung von Walter Klomfar.

Das einzige sichere Lebensdokument über einen der bedeutendsten Dichter des deutschen Mittelalters, über Walther von der Vogelweide, ist eine Urkunde vom 12. November 1203. Darin wird überliefert, daß der Passauer Bischof Wolfger von Erla einem gewissen „Walthero cantori de Vogelweide“ fünf Schillinge für einen Pelzrock gibt. Alles übrige muß aus Selbstaussagen und Hinweisen von Zeitgenossen geschlossen werden. So ist Walther vermutlich um 1170 geboren worden, kam um 1190 an den Babenbergerhof zu Wien und wurde unter Einfluß Reinmars des Alten zum Minnesänger ausgebildet. Da sich nach 1228 keine Zeugnisse über sein Wirken mehr finden lassen, wird sein Todesjahr um 1230 angenommen. Ebenso wenig ist sein Geburtsort gesichert.

Als mögliche Herkunftsgebiete Walthers wurden in der Wissenschaft der Thurgau in der Schweiz, Franken (bei Würzburg hat Walther 1220 *sein* Lehen bekommen: „Ich han min lehen, al die werlt, ich han min lehen“), Bayern (Gegend von Passau), das Fürstentum Hohenzollern-Sigmaringen, Oberösterreich, Steiermark, Dux in „Deutschböhmen“, Ungarn und das niederösterreichische Waldviertel genannt. Viele Anhänger hat die Annahme, daß Walther aus Südtirol stammt. Die dafür sprechenden Argumente analysierte der Wiener Germanist Alfred Ebenbauer: Als 1864 eine Vogelweide bei Sterzing gefunden wurde, entstand die Südtirolythese. 1867 fand man dann den Vogelweidhof im Layener Ried am Eingang des Grödnertales oberhalb von Waidbruck. Um das Alter dieses Hofes entstand eine heftige Diskussion. Man behauptete, das Gebäude stamme aus dem 15. oder 14. Jahrhundert. Schließlich konnte man ein noch höheres Alter feststellen. Von größerer Bedeutung war die Frage, ob es sich um einen Rittersitz handle. Die Antwort ist deshalb so schwierig, weil hier eine Reihe von Urkunden gegeneinander steht. Wenn man diese aber überblickt, könnte man zu der Ansicht kommen, daß es sich beim Vogelweidhof im Layener Ried doch um einen Rittersitz vielleicht aus der Zeit Walthers von der Vogelweide handelt. Walther kann also auch aus dieser Gegend stammen. Was dagegen spräche, wäre das Vorhandensein einer ganzen Fülle anderer Vogelweidhöfe in Südtirol (am Brenner, bei Bozen, bei Brixen).

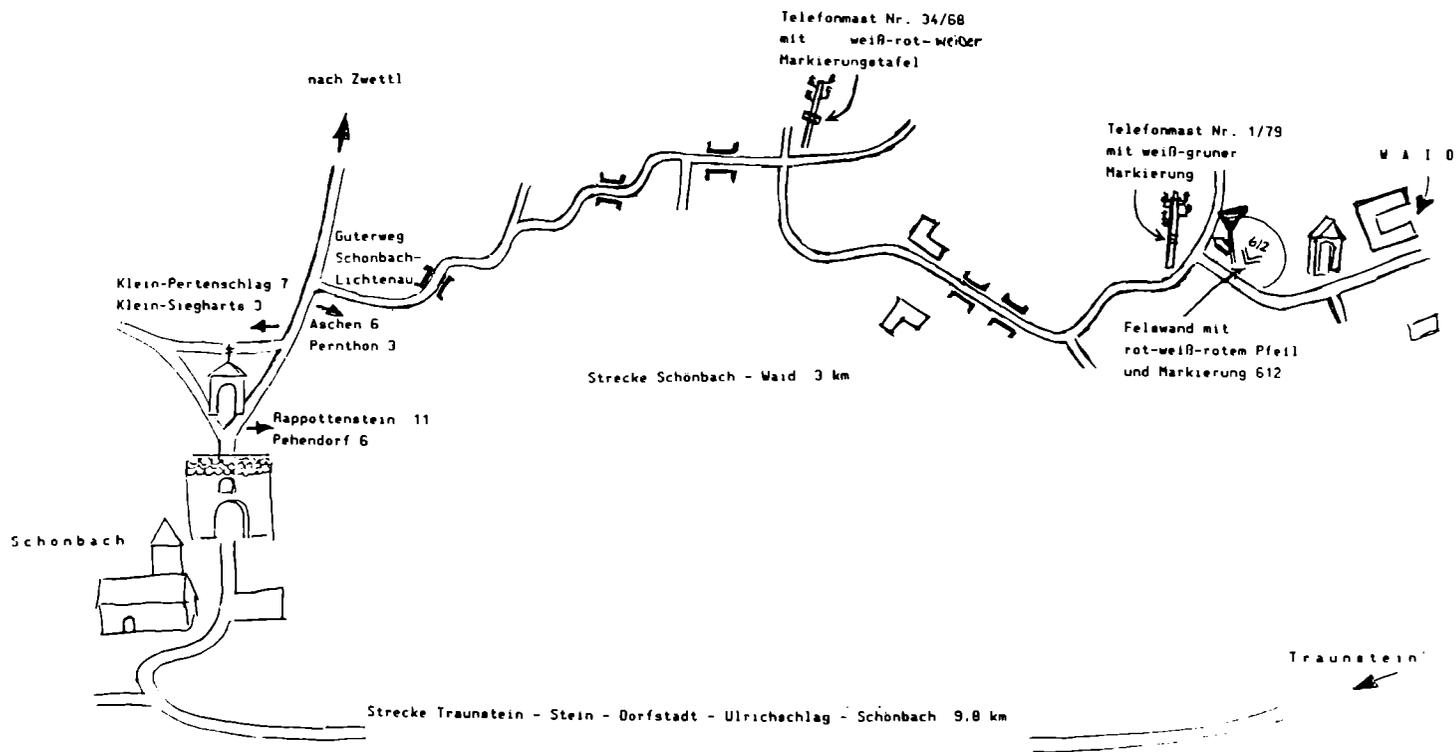
Weiters wurde behauptet, Walther müsse deswegen Südtiroler sein, weil er, vor allem in der „Manesse-Handschrift“, neben einigen Minnesängern vorkommt, die angeblich aus Südtirol stammen. Aber auch bei denen ist es unsicher. Es sind nicht nur wissenschaftliche Argumente, die der Südtirol-Theorie so große Bedeutung zukommen lassen, sondern es zeigt sich hier, daß Walther von der Vogelweide zur Symbolfigur geworden ist. Am Vogelweidhof am Layener Ried wurde 1874 eine Gedenktafel enthüllt. 1889 erfolgte dann die Einweihung des großen Walther-Denkmales auf dem Hauptplatz von Bozen. Die Gestaltung des Denkmals hatte der in Wien lebende Südtiroler Bildhauer Heinrich Natter übernommen. Der Festredner, der Berliner Germanist Karl Weinhold, sagte wörtlich: „Kein Parlament bezeugt urkundlich, daß Walther von der Vogelweide als Kind dieses herrlichen Landes Südtirol geboren ist. Aber das schöne Marmordenkmal, das über uns leuchtet, ist der Heimatschein.“ Bei der Bewertung der Südtiroler Herkunftshypothese Walthers sind politische und lokalpatriotische Momente in Betracht zu ziehen. Walther und sein Denkmal wurden

zu einem kleinen Stück Zeitgeschichte des 20. Jahrhunderts und zu einem Symbol des Deutschtums im Grenzraum zu Italien. „Wer an Walther von der Vogelweide rührt, rührt an dem eigensten Wesensnerv des deutschen Volkes“, meinten die Deutschen. Mussolini verglich Walther mit einem „kleinen Hügel neben dem Bergriesen Dante (1265-1321)“. 1926 wurde das Denkmal zum Gegenstand eines Rededuells zwischen dem deutschen Politiker Stresemann und dem Duce. 1935 mußte das Walther-Denkmal in den Roseggerpark von Bozen „übersiedeln“. Es wurde erst 1981 wieder auf seinen angestammten Platz zurückgebracht.

Das Auffinden des Herkunftsortes Walthers wird noch dadurch erschwert, daß man über seinen gesellschaftlichen Rang wenig weiß, und daß der Begriff „Vogelweide“ durchaus nicht klar ist. Handelt es sich um Stellen, wo Vögel gejagt oder gefüttert wurden? Soll damit eine Flur oder ein Stück Land bezeichnet werden? Man muß wahrscheinlich nach einem Hof suchen: Nach einem bäuerlichen Hof oder nach einem Rittergut? Ist der Name als Berufsbezeichnung zu verstehen? Wie die Fragen zeigen, bringen Namen nicht recht weiter. Nach einem Flurnamen nennt sich vielleicht ein Kleinkeuschler. Ein Ritter oder ein Adliger wird sich nicht nach einer Wiese nennen. Für Walther gilt Ritterbürtigkeit heute als wahrscheinlich, weil er in Handschriften als „Herr“ bezeichnet wird, weil in der Nachricht von seinem Grab die Bezeichnung „miles“ (=Ritter) aufscheint. Daß er kein einfacher Rodungsbauer war, hat er selbst gesagt. „Ich kan niht riuten (=roden)“, betont er in einem an Leopold VI. gerichteten Spruch. Der Herzog hatte ihn offenbar im Zorn vom Hof und „ze walde“, ins Landesausbauggebiet, verbannen wollen. Vielleicht ist das Suchen nach Vogelweiden von vornherein sinnlos. Wilhelm Grimm hat vermutet, daß „von der Vogelweide“ kein Familien- oder Geschlechtsname sei, sondern ein Beiname, und solche sind für Dichter im Mittelalter in einer Vielzahl bezeugt. Walther könnte den Namen als metaphorischen Namen, als Dichterbezeichnung angenommen haben. Für diese Theorie läßt sich einiges anführen. Es gibt eine mittelalterliche Stelle, da heißt es: „unseres sanges meister (=Walther), den man eh von der Vogelweide nannte“. Walther wird auch „miles dictus (=genannt) von der Vogelweide“ bezeichnet.

Daß Walthers Heimat das niederösterreichische Waldviertel sein könnte, ist eine These, die nicht nur in der heimatkundlichen Literatur, vor allem von Helmut Hörner und Walter Klomfar vertreten wird. So schreibt Hörner 1975, daß Walther in einem im 16. Jahrhundert erschienenen Werk über die Minnesänger als „Landherr aus Böhmen“ bezeichnet und auch „von der Wit“ (heute Waid!) genannt wurde. Tatsächlich wurden die Wälder um das heutige Traunstein noch in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts als „versus Boemiam“ („nach Böhmen zu gelegen“) betrachtet. Das Gebiet war Grenzwald, hinter dem die Slawen siedelten. Einen neuen Ansatz über die Herkunft Walthers hat Bernd Thum von der Universität Karlsruhe, BRD. Für ihn ist die sogenannte „Alterselegie“ (1227) Walthers ein Ausgangspunkt. Diese stellt einen Kreuzzugsaufruf dar. Walther beklagt darin aber auch, daß er seine seit langem nicht mehr gesehene Heimat und seine Freunde nicht wiedererkennt. Entscheidend für Thum ist dabei der Vers „bereit ist daz velt, verhouwen ist der walt“, den er mit „parzelliert ist das Land, gerodet ist der Wald“ übersetzt. In Walthers Heimat müssen also um 1180/90 noch ausgedehnte Wälder vorhanden gewesen sein, deren Rodung während seiner Abwesenheit (bis 1230) erfolgte. Nach Thums Forschungen und Auffassung könne das von den in Frage kommenden Gebieten nur noch in der Gegend des Waldviertels (Traunstein wird 1209 gegründet) der Fall gewesen sein. So fände auch das geschilderte Entfremdungserlebnis eine Erklärung.

FAHRT VON TRAUNSTEIN ZUM VOGELWAI DHOF (HEUTE WAI D)



Entwurf: Helmut Hörner

Walther hat als junger Mann seine Ausbildung am Babenbergerhof Herzog Friedrichs I. in Wien erhalten. Das ist unbestritten („Ze osterriche lernst ich singen unde sagen“). Seine Heimat wird daher auch zum Machtbereich der Babenbergerherzöge, zum „werdenden Land“, gehört haben. In seinem Kreuzzugsaufruf verwendet Walther die „donauländische Langzeile“, wie sie damals nur im bayrisch-österreichischen Raum üblich war. Dieses Versmaß findet auch im Nibelungenlied, im „Kürenberger“ und beim „Burggrafen von Regensburg“ Anwendung. Diese genannten Burggrafen waren die Sieghardinger-Ebersberger, die bis zum Ende des 12. Jahrhunderts auch im Waldviertel eine bedeutende Machtstellung innehatten. Warum verwendet Walther in seinem Aufruf, der auch autobiographische Züge aufweist, einen derart populären Tonfall wie die Langzeile? Es ging um Massenagitation. Es sollten Söldner gewonnen werden. Herzog Leopold war gegen das Unternehmen. Er meinte, es würden zu viele Ritter aus dem Land abgezogen. Die Landschaft, in der Walther seine Kindheit verbrachte, muß abseits der damaligen wichtigen Straßen gelegen sein. Walther ist viel gereist. Die anderen bekannten Vogelweidhöfe liegen in nicht allzu großer Entfernung von jenen Durchzugsstraßen (Brennerstraße und Donauweg), die Walther sicher bereist hat. Besuche der Heimat wären also durchaus möglich gewesen. Als flankierendes Argument führt Thum an, und er stützt sich dabei auf Hörner, daß auch im Waldviertel ein Vogelweidhof (heute Waid!) nahe bei Anschau/Traunstein nachweisbar ist, von dem Walther stammen könnte. Es scheint nicht unmöglich, daß Walthers Vorfahren — Thum begründet dies ausführlich — beim Landesausbau und der Verwaltung polizeilich-militärische Funktionen ausübten. Eine „Vogelweide“ (Falknerei oder ähnliches) mag ihren Lebensunterhalt gesichert haben. Wenn dieses Symposium auch keinen endgültigen Beweis für die Lokalisierung der Geburtsheimat Walthers von der Vogelweide im Waldviertel brin-



Vogelweidhof (Waid) nahe Anschau/Traunstein

(Foto: Wilhelm Sommer, St. Pölten)

gen konnte (und das wurde auch gar nicht erwartet), so wurden doch gewichtige Argumente vorgebracht, die in der weiteren Diskussion Berücksichtigung finden werden müssen.

QUELLEN UND LITERATUR

Dimensionen — Welt der Wissenschaft: „Walther von der Vogelweide — ein Waldviertler?“ (Rundfunksendung in Ö 1 vom 4. Oktober 1988).

Barbara Denscher, Wo lag Walthers Vogelweide? Der Minnesänger und das Waldviertel. Neue Erkenntnisse über den Geburtsort des Dichters. In: morgen. Kulturzeitschrift aus Niederösterreich 12 (1988) S. 329-331.

Kurt Herbert Halbach, Walther von der Vogelweide (=Sammlung Metzler, Realien zur Literatur. Band 40. Stuttgart 1983).

Helmut Hörner, 800 Jahre Traunstein. Eine Geschichte des oberen Waldviertels mit Blickpunkt Traunstein. (=Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes. Band 14, Wien-Krems 1975).

Walter Klomfar, Die „Vogelweide“ von Walthers bei Allentsteig im Waldviertel. In: Das Waldviertel 36 (1987) S. 209-217.

Bernd Thum, Walther von der Vogelweide und das werdende Land Österreich. In: Die Kuenringer. Das Werden des Landes Niederösterreich. Stift Zwettl. 16. Mai bis 26. Oktober 1981 (=Katalog des NÖ Landesmuseums NF 110, Wien 1981) S. 487-495.

Eugen Thurnher, Herr Walther von der Vogelweide. (=„Das österreichische Wort“ 44, Wien-Graz 1959).

Franz Trischler, „Bereitet ist das velt, verhouwen ist der walt“. War Walther von der Vogelweide ein Waldviertler? In: Die NÖ Wirtschaft Nr. 28 vom 23. September 1988. S. 40.

Friedrich Polleroß

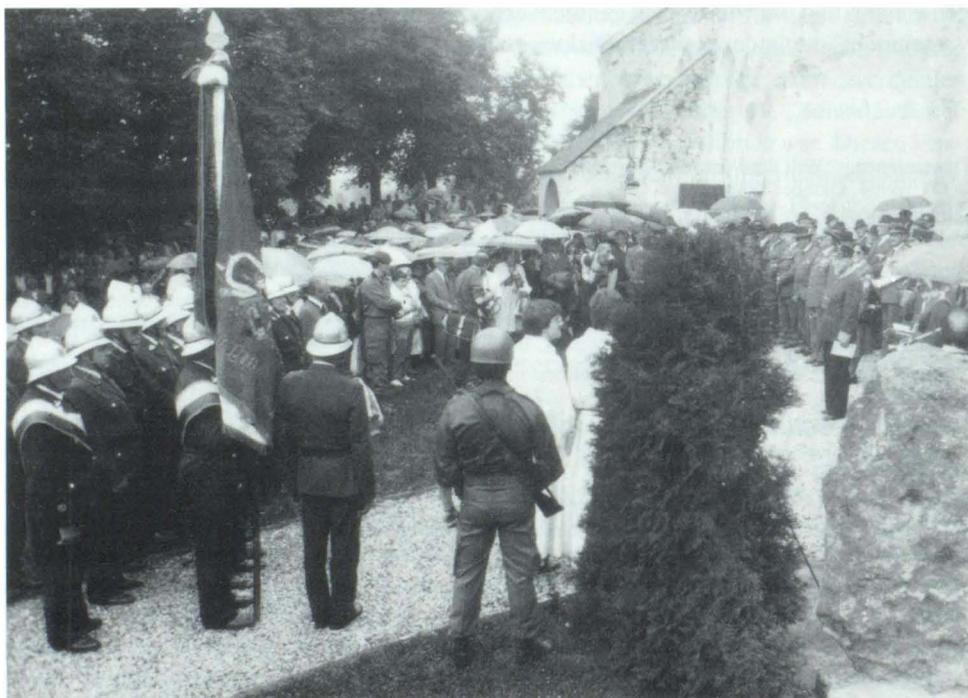
„Heldenplatz“ Döllersheim

Rede anlässlich der Premiere des Films „Erinnerungen an ein verlorenes Land“ von Manfred Neuwirth am 22. Oktober 1988 im Filmtheater Allentsteig

Meine sehr geehrten Damen und Herren, werte Aussiedler!

Ich möchte Ihre gespannte Neugier nicht allzulange vom Film fernhalten, aber gestatten Sie mir doch, wenige Tage vor dem Nationalfeiertag und dem Allerseelentag dieses Bedenkjahres einige Gedanken zu äußern — sozusagen anstelle der Vorschau einen Rückblick auf historischem Boden, nämlich in diesem 1940 für die Soldaten der Wehrmacht erbauten Kino. Die heutige Veranstaltung ist wohl eine der letzten dieses Gedenkjahres anlässlich des 50jährigen Bestehens des Truppenübungsplatzes, aber vielleicht diejenige, bei der die Betroffenen am ausführlichsten zu Wort kommen. Erinnern Sie sich! Eröffnet wurde der Reigen sogenannter offizieller Feiern an keinem geringeren Platz als im NÖ Landhaus und durch den Herrn Landeshauptmann persönlich. Neben Politikern kamen damals ein Philosoph, ein Volkskundler und sonstige Vertreter der „hohen Wissenschaft“ zu Wort und zu einem ausgezeichneten Buffet.

Den „Höhepunkt“ des Gedenkens bildete jedoch zweifellos der Festakt am 11. Juni dieses Jahres in Döllersheim, bei dem man zur bleibenden Erinnerung des Gedenkens gleich ein Denkmal errichtete. Eine Feier zum Gedenken an die Vertreibung von fast 7000 Menschen aus ihrer Heimat durch das Militär also. Was lag daher näher, als dieses Ereignisses



Enthüllung des Kriegerdenkmals am 11. Juni 1988 in Döllersheim

(Foto: Friedrich Polleroß, Neupölla)

mit allen militärischen Ehren zu gedenken: Militärpolizisten mit und ohne Hunde/n oder Schafstiefel/n, wohin man blickte, ein Ehrenzug des Bundesheeres sowie zu beiden Seiten des Denkmals eine Ehrenwache mit Sturmgewehr. Es fehlte nur mehr eine vom Bundespräsidenten zu Pferde abgenommene Militärparade, um das Ganze zu einem Staatsakt werden zu lassen. Der Kameradschaftsbund mit den Naziorden stellte gottlob die Verbindung zwischen den heutigen Soldaten und jenen des Jahres 1938 her und machte so nur allzudeutlich, daß in Döllersheim das österreichische Bundesheer noch allemal die Tradition der Wehrmacht „würdig“ fortführt. 50 Jahre Truppenübungsplatz — eine Kontinuität des Militarismus.

50 Jahre Truppenübungsplatz — das ist ja eigentlich mehr als genug; jedenfalls ein Anlaß, die Frage zu stellen, ob man in Zeiten, in denen die Großmächte ihre Waffenarsenale verkleinern, nicht auch in Allentsteig abrüsten sollte. Bei einem anderen ebenfalls 1938 gegründeten Staatsbetrieb, der VOEST, wird jetzt kräftig privatisiert — und es war ja auch schon höchste Zeit. Es ist daher zu hoffen, daß auch der Truppenübungsplatz in das Privatisierungsprogramm der Bundesregierung einbezogen wird. Beginnen sollte man mit den schon jetzt an Bauern verpachteten landwirtschaftlichen Flächen. Die ÖVP fordert zwar immer eine nahezu hundertprozentige Privatisierung, aber ich denke, in diesem Fall wird man sie davon abhalten können. Denn das Kerngebiet des verlorenen Landes sollte man in einen Nationalpark und vielleicht sogar Friedensübungsplatz verwandeln. 50 Jahre Truppenübungsplatz — also höchste Zeit, den Truppenübungsplatz auf dem Müll der Geschichte und nicht den Sondermüll auf dem Truppenübungsplatz zu lagern. Die Universität der fran-

zösischen Kriegsgefangenen in Edelbach hat jedenfalls bewiesen, daß auch Utopien realisierbar sind, und daß man das entsiedelte Gebiet für Vernünftigeres als für Kriegsvorbereitung nutzen sollte. Finanzieren könnte man die Wiedergutmachung ja mit den Milliarden, die die „Stahlhelmfraktion“ in der Regierung für „fliegenden Sondermüll“ oder sonstigen Militärschrott ausgeben will, wie er gerade in den letzten Tagen wieder in Allentsteig getestet wurde. Und bedenken Sie, wieviel Geld allein dadurch in die leeren Staatskassen käme, daß jeder Politiker, der in Allentsteig auf Staatsunkosten einen Bock schießen will, diesen auch bezahlen müßte. Manche arbeitslosen Waldviertler bräuchten dann nicht ihre nach Meinung des Vizekanzlers überhöhten Sozialgelder zu beziehen, sondern könnten hier Arbeitsplätze finden. Mit einem Wort, die Devise sollte lauten: „Arbeitsplatz“ statt „Truppenübungsplatz“, damit die schleichende Aussiedlung in Zukunft wenigstens eingebremst wird.

Die Allentsteiger, deren Gemeindevertretung 1955 alles unternommen hat, daß das Bundesheer den Platz übernimmt, können sich vielleicht ein Leben ohne Militär gar nicht mehr vorstellen. Aber zum Schutz der Stadt vor den Wildschweinen könnte man ja die Kaserne belassen. Sie heißt übrigens Liechtenstein-Kaserne, vielleicht um daran zu erinnern, daß das Sperrgebiet so groß wie das ganze gleichnamige Fürstentum ist.

Na ja, aber vielleicht wär's auch zu langweilig ohne Bundesheer: keine strammen Unteroffiziere in ihren farbenprächtigen Uniformen, keine rollenden Panzer zu Mittag, keine Maschinengewehrsalven in der Kaffeepause, kein Kanonendonner in der Nacht, keine fliegenden oder mitunter auch ein Bad im Stausee nehmenden Tonnen an schönen Sommertagen und nicht einmal Verbotstafeln an den Wanderwegen. Womit sollte man denn dann die Touristen anlocken?

Aber kehren wir nach diesen Visionen der Zukunftsbewältigung zur Realität der Vergangenheitsbewältigung zurück, zur Feier in Döllersheim. Der Aussiedlersprecher bedankte sich artig beim Bundesheer, das es gestattet, wenigstens zu Allerseelen die Friedhöfe zu betreten — obwohl dies sogar bei den Nazis jederzeit möglich war. Da ertönt auch schon das Lied vom Kameraden, und der Militärkommandant von Niederösterreich lüftet die rot-weiß-rote Fahne. Das Denkmal zeigt sich den Blicken, ein richtiges Denkmal aus Waldviertler Granit mit brauner Schrifttafel — aber nicht, wie man glauben würde, zur Erinnerung an die 7000 Heimatvertriebenen, sondern nur zur Erinnerung an die für Hitlerdeutschland Gefallenen unter ihnen. Den sogenannten „Pflichterfüllern“ hat man also in Döllersheim neben der „Friedenskirche“ ein Kriegerdenkmal errichtet, inmitten der Wälder eines der größten Truppenübungsplätze Europas, in der „Waldheimat“ sozusagen. Ob man sich bei diesem Denk-Mal auch etwas gedacht hat, möchte ich allerdings bezweifeln.

Aber das Ganze hat schon auch seine Logik. Denn die — bewußt oder unbewußt — für Hitlers Verbrechen kämpfenden Soldaten haben ja tatsächlich fern der Heimat den Tod gefunden, nämlich dort, wo sie gar nichts verloren hatten: in Rußland, Norwegen oder Nordafrika. Und die, die die sogenannte „Pflicht“ nicht erfüllt haben, sind wenigstens im eigenen Land begraben: die Großmutter von Herrn Topf etwa oder der alte Herr Sekyra, die partout nicht aus Döllersheim weg wollten — und als Tote auch dort geblieben sind. Oder jener Julius Scheidl aus Germanns, der knapp vor Kriegsende in Mauthausen verscharrt wurde — getötet von den Nazis, weil er nicht nur nicht weg wollte, sondern vor allem, weil er den Rekruten geraten hatte, „den Schießprügel wegzwerfen“ und zu den Russen überzulaufen. Daß er sich auch weigerte, im Zuge der Aussiedlung einen Juden um



Dorfgemeinschaft in Germanns (bei Neupölla) um 1937/38; nur wenige überlebten das „Dritte Reich“: Gastwirt Julius Scheidl (3. Reihe 1. v. r.) starb im KZ Mauthausen, der jüdische Knecht Josef Sonnenfeld (1. Reihe 2. v. r.) wurde ebenfalls von den Nazis ermordet. Zahlreiche der jungen Aussiedler starben den „Heldentod“.

(Foto: Friedrich Polleroß, Neupölla)

seinen Besitz zu bringen, unterscheidet ihn ebenfalls wohltuend von den meisten seiner Zeitgenossen.

Einer der damals plötzlich zu sogenannten „Untermenschen“ degradierten Zeitgenossen war auch jener Josef Sonnenfeld aus derselben Ortschaft wie Scheidl, ein jüdischer Knecht, der immer mit der Jugend von Germanns musizierte und eines Tages „einfach abgeholt“ wurde; das heißt, natürlich wurde er nicht „einfach abgeholt“, sondern erst nachdem ihn — ebenso wie Scheidl — ein „liebenswürdiger“ Nachbar vernadert hatte. Umgekommen ist er vermutlich wie 65 000 österreichische Juden in Auschwitz oder in einem anderen von der Wehrmacht eroberten Ort, ermordet von einem der ganz besonders strammen „Pflichterfüller“.

Manche Juden sind hingegen auch „freiwillig“ gegangen, so „freiwillig“ wie die Aussiedler, die in ihre Häuser eingezogen sind. Aber das Einziehen ist nicht immer so einfach gegangen. Da mußte man schon gelegentlich mit einem Parteibonzen um den arisierten Besitz streiten oder sogar ein Gesuch an den „Führer“ richten. Ein Parteibüchl war jedoch das mindeste, um so zu einer günstigen Wohnung zu kommen. Sie meinen, da hat sich eigentlich seit 50 Jahren nicht allzuviel verändert? Und warum sollten gerade die Aussiedler damals weniger „österreichisch“ gehandelt haben als alle anderen? Gab es doch gerade

um Döllersheim seinerzeit mehr Anhänger der NSDAP als im niederösterreichischen Durchschnitt. Diese Tatsache könnte der Gegend auch zum Verhängnis geworden sein. Zwar läßt sich die Legende, daß einige namentlich bekannte lokale Parteigrößen nach Berlin gefahren sind, um das Gebiet als Truppenübungsplatz anzubieten, nicht verifizieren, aber der hohe Anteil an Nationalsozialisten ließ hier zweifellos weniger Widerstand erwarten als anderswo. Und tatsächlich gab es auch kaum organisierte Proteste bei der betroffenen Bevölkerung. Auch dabei hat sich anscheinend seit 50 Jahren kaum etwas geändert.

Die größte Dichte an Parteigenossen gab es in Großpoppen, wo man Hitler schon 1932 zum Ehrenbürger ernannte. Der Geehrte hat sich dann dafür bedankt, indem er diesen Ort als ersten und einzigen von der Wehrmacht zum Schießplatz erwählen und damit ruinieren ließ. In Döllersheim hat man hingegen 1938 der Großmutter des „Führers“ ein Ehrengrab und Hitler selbst eine Eiche gesetzt. Bei der Feier 1988 hat man auch zwei Bäume gepflanzt, hinter dem Denkmal der „Pflichterfüller“: Dem Julius Scheidl und dem Josef Sonnenfeld aus Germanns hat man allerdings weder die Bäume noch das Denkmal gesetzt. Denn in den Augen der Verantwortlichen sind sie wohl nicht denkmalwürdig. Die Denkmalsetzer verstehen anscheinend unter „Helden“ und „Pflicht“ noch immer dasselbe wie 1938: 50 Jahre und kein bißchen weiser.

Zu denen, die den zur Volkspflicht erhobenen Wahnsinn nicht widerspruchslos hinnahmen, gehörten auch zahlreiche Bewohner von Franzen: der Gemeinderat beschloß 1941 einstimmig, die Angliederung an den Truppenübungsplatz abzulehnen, zwei Frauen weigerten sich zu verkaufen und wurden enteignet und mehrere Familien zogen einfach nicht weg. Dieser Widerstand bildete das Rückgrat für das Überleben des Ortes, der schließlich auch noch den Klauen des Bundesheeres entrissen werden mußte. Der Kampf mit dem Bundesheer war genauso schwierig wie jener mit der Wehrmacht. Denn die demokratische Republik übernahm zwar gerne den von der Nazidiktatur zusammengestohlenen und erpreßten Besitz, weigerte sich aber, dafür Wiedergutmachung zu leisten — ein Tatbestand, der im Strafrecht als Hehlerei bezeichnet wird. Ja, die Republik hat sogar in manchem die Nazis an Unrecht übertroffen: während das reichsdeutsche Gesetz zur Errichtung von Truppenübungsplätzen zuerst die Enteignung von Stiftungen und dann erst von Privatbesitz vorsah, hat der Landeshauptmann von Niederösterreich nach 1955 der Windhag'schen Stipendienstiftung zu dreifachem Besitz verholfen. Die nicht entschädigten Aussiedler sind hingegen leer ausgegangen und noch immer nicht zu ihrem Recht gekommen. Die Stiftung sowie das Bundesheer haben dann erst nach 1957 mehrere Orte endgültig zerstören lassen, die von Nazis und Russen verschont blieben. Diese Tatsachen haben die Herren Parteisekretäre und Festredner bei der offiziellen Gedenksitzung am 12. Juni hier in Allentsteig allerdings in großkoalitionärer Eintracht schamhaft verschwiegen. Aber „Haltet den Dieb!“ zu schreien, damit man selber nicht beim Klauen erwischt wird, war schon immer ein beliebtes Mittel demagogischer Politik. Und wie das Wahlergebnis vom Sonntag zeigt, haben in Niederösterreich auch 50 Jahre danach solche Methoden noch immer den größten Erfolg.

Eine Frau, die sowohl Nazis und Russen als auch Bundesheeroffizieren kräftig ihre Meinung gesagt hat, war Anna Gruber aus Germanns, die drei Wochen nach der Filmaufnahme plötzlich gestorben ist. Ihrem Andenken dient der Film also in ganz besonderer Weise, aber er soll auch allen anderen Menschen dieses Gebietes gewidmet sein, die Unrecht auch als Unrecht erkannt und bezeichnet haben. Daß die Republik Österreich solchen Menschen ihre Existenz verdankt und nicht den bewußten oder unfreiwilligen Handlangern des „Dritten Reiches“ sollte allmählich sogar den gegen jede Kritik immunen Politikern und Militärs

dieses Staates bewußt werden, auch wenn sie es vielleicht als Nachrichtensoldaten auf dem Balkan anders gelernt haben.

In diesem Sinne sollen der Film sowie die Ausstellung in Neupölla auch als Denkmal im doppelten Sinn des Wortes an jene Menschen erinnern, die ihre Pflicht anders erfüllt oder erlitten haben, als jene, denen das Denkmal in Döllersheim errichtet wurde.

P. S.: Allerseelenfeier Döllersheim 2. November 1988:

Das Kriegerdenkmal vor der Kirche wird vom Bundesheer ehrenbewacht. Die zu enthüllende Gedenktafel für die in Gefängnissen und KZs umgekommenen Waldviertler wurde nicht bewacht, sondern in der Nacht zuvor gestohlen, obwohl sie ohnehin hinter der Kirche versteckt und wesentlich unauffälliger gestaltet war als das „Heldendenkmal“. Aber bekanntlich hat es ja auch weniger Widerstandskämpfer als „Pflichterfüller“ im Waldviertel gegeben. Sie gehörten großteils der Kommunistischen Partei an und erhalten nun einen Kranz der „ÖVP-Kameradschaft der politisch Verfolgten“.

Kameradschaftsbund und Bundesheeroffiziere haben gemeinsam den Hochaltar der „Friedenskirche“ umstellt und es fehlt nur mehr der Heeresminister als Ministrant. Seine Gnaden predigt — wie 50 Jahre zuvor Bischof Memelauer — vom „unerforschlichen Ratschluß Gottes“ und, daß man die Vergangenheit der „Alten Heimat“ endlich vergessen und an die Zukunft in der „ewigen Heimat“ denken sollte. Der Vertreter der Republik wiederholt die Predigt auf dem Friedhof und die alten „Kameraden“ plagen sich diesmal mit zwei Kränzen ab: einen für das Friedhofs Kreuz, einen für das Denkmal der „Helden“ von 1939-45. Besser hätte es auch ein Bernhard nicht erfinden und ein Peymann nicht inszenieren können.

Dies ist ein sehr engagierter Beitrag zum Bedenkjahr 1988. Wie stehen Sie zu diesem Jahr und zu der Art, wie Österreich es begangen hat? Schreiben Sie uns Ihre Meinung, wir werden sie auszugsweise in einer unserer nächsten Nummern veröffentlichen.

1 GRATIS-ABONNEMENT

für ein Kalenderjahr erhalten Sie, wenn Sie innerhalb eines Jahres fünf neue Abonnenten werben (ein Jahresabonnement kostet 275 Schilling; für Studenten nur 150 Schilling).

Bestelladresse: Das Waldviertel (WHB), 3580 Horn, Postfach 100

Waldviertel (heute)

Als du dich gestern in einer großen Firma bewarbst
und den Direktor auf die lange Anfahrtsstrecke aufmerksam machtest
sagte dieser: „Was wollen Sie? Wir haben Leute
die fahren täglich von Gmünd nach Wien!“
Die Nebenerwerbsbauern die Pendler
sie reisen noch immer
und politische Spitzenfunktionäre
versprechen der Grenzregion dem Krisengebiet
einen Sonnenaufgang

Und die Sonne geht auf mit vielen Mühen
und der Pfarrer (sag nicht Pfaffe) ist liebenswürdig
und segnet in der Kapelle ein Taufkind
die örtliche Blasmusik spielt
Kameradschaftsbundmitglieder stehen stramm
Trauzeugen Brotgeber Silberhochzeit
Bierkrügel Hundegebell Sonntagsglocken
Heimat
(wiederentdeckte Heimat
mißdeuten die Zeitgeistler)

Ja Erde
Salpeter Stickstoff
stundenlang auf dem Traktor zu jeder Jahreszeit
einen Blick in die Krone (kleingedruckt oder meist
gar nicht gedruckt die wichtigen Dinge)
dann wieder wieder
unterwegs

Aus: Hermann Gail, Waldviertel (Wien 1987)

Waldviertler und Wachauer Kulturberichte

Allentsteig

Aussiedlermuseum

Mit viel Liebe und Einfühlungsvermögen bemüht man sich in Allentsteig seit einiger Zeit um die Restaurierung und Revitalisierung des historischen Stadtkerns. So wurden vor kurzem das Untere Schloß und der Schüttkasten renoviert. Letzterer beherbergte von August bis September 1988 eine Ausstellung, die sich mit der 1938 begonnenen Anlage des Truppenübungsplatzes befaßte. Mit diesem Aussiedlermuseum, das über Initiative der Stadtgemeinde von Mitarbeitern des Bundesdenkmalamtes gestaltet wurde, sollte im Gedenkjahr 1988 an das Unrecht erinnert werden, das vor 50 Jahren den Bewohnern dieser Region zugefügt worden war. Zahlreiche Fotos zeigten die 42 Ortschaften, die sich früher auf dem jetzt siedlungsleeren Truppenübungsplatz befanden. Mehrere künstlerische Objekte geistlicher und weltlicher Art symbolisierten das kulturelle Leben, das in diesem Raum einst blühte, in dem heute Ruinen und Kriegsgerät dominieren. Als Kontrast dazu hatte die Heeresforstverwaltung einen Abschnitt der Ausstellung gestaltet, in dem gezeigt werden sollte, daß der größte Truppenübungsplatz Österreichs auch von wirtschaftlicher Bedeutung ist. So bildet zum Beispiel das siedlungsleere Sperrgebiet zwischen Allentsteig, Döllersheim, Stift Zwettl und Neupölla mit rund 16000 Hektar ein einzigartiges Jagdrevier.

Es ist zu hoffen, daß dieses Aussiedlermuseum nach der Winterpause wieder eröffnet und zu einer ständigen Einrichtung wird, nicht nur deshalb, weil dadurch der Schüttkasten eine neue Funktion erhalten könnte; hier besteht vielmehr die Möglichkeit, neben einer Dokumentation der ehemaligen Siedlungsformen auch die Schicksale der Aussiedlerfamilien aufzuzeigen und so wichtige Arbeit für die lokale Geschichtsschreibung zu leisten. Sollte es zu einer Neugestaltung der Ausstellung im nächsten Jahr kommen, so wäre es wünschenswert, daß die Verantwortlichen Kontakte zu den Ausstellungen in Gobelsburg und Neupölla knüpfen, die sich heuer ebenfalls mit der Problematik der Aussiedlung von 1938 befaßten. Hier ließen sich vielleicht Möglichkeiten zur Zusammenarbeit finden. So ist dem Aussiedlermuseum in Allentsteig zu wünschen, daß es eine Institution wird, die auf Unrecht und Unterdrückung in unserem Jahrhundert hinweist und so auch Denkanstöße liefert, die für die Zukunft bei verantwortlichen Stellen zur Gewissensbildung beitragen. Dadurch könnte so manche Reibungsfläche zwischen Militär und Zivilbevölkerung vermindert oder gar vermieden werden.

Friedel Moll

Altenburg

10. Internationales Kammermusikfestival 1988

Zwei weitere Konzerteignisse im Rahmen des Internationalen Kammermusikfestivals in der Stiftsbibliothek waren erneut Anziehungspunkte für Freunde der Kammermusik. Am 17. August fanden sich 400 Konzertbesucher ein, wobei bisher noch kein Mittwochabendkonzert so gut besucht war. Doch der hervorragende Ruf des „Concordia-Trios“ aus Wien in der Besetzung Erich Schagerl (Violine), Josef Luitz (Violoncello) und Harald Ossberger (Klavier), das seit dem ersten Festival vor zehn Jahren nicht mehr in Altenburg auftrat, zog die Massen an. Werke von J. Haydn, Beethoven und Schubert begeisterten die Zuhörer. Erstmals spielte bei diesem Konzert Harald Ossberger auf dem neuen „Bösendorfer Imperial“ (Anschaffungspreis ca. 800000 Schilling), der mit „Landeshilfe“ angekauft werden konnte.

Werke von Mozart, Dvořak und Bischof standen am Samstag, dem 20. August, beim „Jubiläumskonzert“ am Programm. Das Tonkünstler-Kammerorchester Wien unter der Leitung von Bijan Khadem-Missagh beeindruckte auch beim zweiten Konzert und wurde wie Solist Walter Delahunt (Klavier) mit viel Beifall bedacht. Den Festvortrag vor dem Konzert im Theatersaal hielt Prof. Hans Weigel.

Die folgenden Konzertveranstaltungen im Rahmen des Internationalen Kammermusikfestivals waren: Donnerstag, 25. August, „Geburtstagskonzert“ mit dem Collegium Musicum Pragense und Samstag, 27. August, „Preisträgerkonzert“ (der Kursteilnehmer).

Eine „Serenade“ fand am Sonntag, dem 28. August, um 16 Uhr im Stift Geras statt, das „Friedenskonzert“ am Dienstag, 30. August, um 19.30 Uhr im Eggenburger Rathaus.

Walter Lausch, NÖN/Horner Zeitung 25. 8. 1988

Rekorde bei Besucherzahlen und den Kursteilnehmern

Mit dem „Abschlußkonzert“ am 4. September in der Stiftsbibliothek ging das 10. Internationale Kammermusikfestival 1988 zu Ende. Über 25 Konzertveranstaltungen in den vergangenen drei Wochen brachten neue Zuhörerrekorde und bei den diesjährigen Breitenreicher Kursen gab es mit über 200 Kursteilnehmern ebenfalls die bisher höchste Teilnehmerzahl.

Die Miteinbeziehung neuer Veranstaltungsorte, wie Stift Geras, Gars, Schloß Rastenberg und Schloß Rosenburg hat sich bestens bewährt, überall gab es nahezu volle Häuser. Im Rahmen des Abschlußkonzertes wurde die langjährige verdienstvolle Festival-Geschäftsführerin, Dr. Margret Ley, geehrt. Sektionsleiter Ministerialrat Dr. Hans Temnitschka überreichte das von Bundespräsident Dr. Kurt Waldheim über Antrag von Unterrichtsminister Hawlicek verliehene „Silberne Ehrenzeichen der Republik Österreich“. Nach starkem Beifall des Konzertpublikums dankte die Geehrte für die hohe Auszeichnung.

Auf dem Programm des Abschlußkonzertes standen Werke von Josef Haydn, Georg Friedrich Händel und Andreas Baksá. Der 38jährige Gänserndorfer Musikschulleiter und Geiger im NÖ Tonkünstlerorchester, der 1986 das Werk Bijan Khadem-Missagh und dem Tonkünstler-Kammerorchester widmete, erhielt für sein Werk viel Beifall, ebenso das NÖ Tonkünstlerorchester unter der Leitung von Bijan Khadem-Missagh. Mit einer gefühlvoll gespielten „Air“ von Johann Sebastian Bach (als Zugabe) ging das „Jubiläums-Festival“ zu Ende. Den Freunden der Kammermusik, die sich drei Wochen lang an den schönen Konzerten erfreuen konnten, bleibt die Erinnerung an schöne Stunden mit hervorragenden Solisten und Musikern.

Walter Lausch, NÖN/Horner Zeitung 8. 9. 1988

Edelhof (Stadtgemeinde Zwettl/NÖ)

Kindermusikcamp endete mit eindrucksvollem Konzert

Zwei Wochen, erfüllt von Musik, von Freude am Singen, am gemeinsamen Musizieren — ob im kleineren Ensemble oder im Orchester —, am Improvisieren und Musikschaffen, sind zum dritten Mal vorübergegangen. Wieder einmal ist es fünf jungen französischen Musikern gelungen, 39 Kindern im Alter von acht bis 15 Jahren eine glückliche Zeit zu bereiten. Mit unnachahmlicher Lockerheit verstehen sie es, die Kinder in familiärer Atmosphäre Musik als Freude, ja als Lebensnotwendigkeit erleben zu lassen und gleichzeitig doch beachtliche Leistungen „herauszuholen“. Und neben der Musik gab es natürlich auch ein reichhaltiges Freizeitprogramm mit Sport, Spiel und Spaß.

Der Besuch eines Vertreters der NÖ Landesregierung als einem der Sponsoren, eine Fernsehaufzeichnung für die Mini-ZiB sowie zwei Berichte in der „Presse“ beweisen, daß das Jeunesse-Camp immer mehr an Bedeutung gewinnt, was auch an der ständig steigenden Teilnehmerzahl zu sehen ist. Diese Veranstaltung hat jedoch nichts mit einem Perfektionskurs gemein. Durch die Flexibilität der französischen Animateurs werden bekannte Werke entsprechend dem vorhandenen Instrumentarium bearbeitet, sodaß auch ungewöhnliche Instrumente bzw. auch Kinder ohne musikalische Erfahrung — z. B. auf Orff-Instrumenten — mitwirken können. All dies wurde in einem eindrucksvollen Schlußkonzert am 23. Juli demonstriert. Die Palette reicht vom einfachen Volkslied bis zu Ausschnitten aus einer Purcell-Oper, vom Mittelalter bis zur Zwölftonmusik, von der melancholischen Weise bis zur leichten Muse, um an dieser Stelle den hinreißend vorgetragenen „Java Jive“ hervorzuheben.

Die beiden Organisatoren des Edelhofer Camps, Dr. Thomas Trabitsch und Prof. Marcel Yvon, können wieder zufrieden auf zwei erfolgreiche Wochen zurückblicken, wenngleich als Wermutstropfen zu vermerken ist, daß die Stadtgemeinde Zwettl, der ebenso als Sponsor zu danken ist, bedauerlicherweise keinen Vertreter zum Schlußkonzert entsandt hat.

Die Neue/Zwettler Nachrichten 2. 8. 1988

„Musikfabrik“ im Edelhof

Die diesjährige „Musikfabrik“ des Nö. Bildungs- und Heimatwerkes, ein Sommerkurs für vokales und instrumentales Ensemblesmusizieren unter der künstlerischen Gesamtleitung von Herwig Reiter, fand in der letzten Juliwoche im Edelhof statt. Höhepunkte der „Musikfabrik“ waren zwei Musikfeste in Weitra bzw. Stift Zwettl, wo im Festsaal von den Teilnehmern die einaktige Komische Oper „Herr und Madame Denis“ von Jacques Offenbach aufgeführt wurde. Anschließend gab es vor der Stiftskirche eine Bläserserenade. Fanfarenmusik, historische Tänze und weitere Musikdarbietungen rundeten das Programm ab.

Die Neue/Zwettler Nachrichten 2. 8. 1988

Eggenburg

Skelett einer jungen Seekuh in Kühnringer Sandgrube gefunden

Wenn mitten im Feld fremde Männer mit Krampen und Schaufeln arbeiten, verstecken sie wahrscheinlich nicht eine Leiche, sondern suchen nach Schätzen unserer Vergangenheit. Der Boden rund um die Krahuletzstadt birgt noch viele Geheimnisse, die ihm von Hobby- und Berufsarchäologen langsam entrissen werden sollen. Die Krahuletz-Gesellschaft Eggenburg hat heuer mehrere Grabungen durchgeführt und schöne Ergebnisse dabei erzielt.

Vor wenigen Tagen wurde in der Sandgrube von Kühnring das nahezu komplette Skelett eines Seekuh-Jungtieres geborgen. Es wird zur Zeit — wie die anderen Funde — in den Werkstätten des Naturhistorischen Museums in Wien bearbeitet und soll die Sammlung des Krahuletzmuseums um ein wertvolles Stück ergänzen. Bei der Verlängerung des Ganges der Amethystgrabung in Maissau konnten wieder schöne Stücke freigelegt werden. In der Sandgrube Maigen wurden in einer Tiefe von rund 30 cm zwei etwa 1 m² große Profile mit Muscheln abgenommen, die, ähnlich den zur Zeit in der Sonderschau gezeigten Platten, die Lage der Fundstücke in der Natur veranschaulichen sollen.

Die Umsiedlung der am Dachboden des Museums gelagerten Stücke ins Kino ist abgeschlossen. Noch heuer soll das Museum eine neue Dachlattung und -deckung bekommen. Auch die Dachrinnen und Blechteile werden erneuert.

Am 7. September erstellte der wissenschaftliche Beirat des Krahuletzmuseums, der sich aus Hofrat Dir. Dr. Beitzl vom Volkskundemuseum in Wien für den Bereich Volkskunde, Univ.-Prof. Dr. Steininger für die Erdgeschichte und Univ.-Prof. Dr. Friesinger für die Archäologie zusammensetzt, den Plan für die wissenschaftliche Bearbeitung des Materials, das ins Kino umgelagert wurde. Mit der Volkskunde soll begonnen werden.

Im kommenden Jahr sollen auch die Grabungen in Sachsendorf weitergeführt werden. „Wir hoffen, daß wir auch die Finanzierung des Projekts positiv regeln können“, ist StR. Otto Lamatsch, der Obmann der Krahuletzgesellschaft, zuversichtlich.

NÖN/Horner Zeitung 15. 9. 1988

Emmersdorf

Dorfgemeinschaft sanierte Kapelle in St. Georgen

Eigentlich fehlte nur noch eine mächtige, schattenspendende Linde, dann wäre am heißen Sonntag die Idylle im geschichtsträchtigen Ort St. Georgen perfekt gewesen.

Die Dorfgemeinschaft Hain, St. Georgen und Luberegg (dazu zählen auch die Ortsteile Seegarten und Weitenhäusl) hatte in den letzten eineinhalb Jahren kräftig Hand angelegt und ihre Kapelle restau-

riert. Ohne einen Verein zu gründen, sammelte Kurt Brunner die örtlichen Pfarrgemeinderäte, Pfarrkirchenräte und Gemeinderäte in einer Interessensgemeinschaft zur Erhaltung der Kapelle. Die Feuchtigkeit und der Holzwurm hatten der Kapelle zugesetzt, deshalb wurden die Fundamente gefestigt, isoliert und neu verputzt. 1177 freiwillige und unbezahlte Arbeitsstunden, 70000 Schilling Geldspenden und 30000 Schilling an Sachspenden leistete die Dorfgemeinschaft ihrerseits. Land und Marktgemeinde unterstützten mit namhaften Beiträgen die Sanierung, die insgesamt knappe 300000 Schilling kostete.

Der Sonntag wurde zum Freudentag. Trachtenkapelle und Gesangverein waren ausgerückt, um die Prozession von Hain nach St. Georgen zu führen, die Segnung und Eucharistiefeier durch Dechant Kaiserlehner zu umrahmen und beim anschließenden gemütlichen Zusammensein im Gasthaus Mayer für gute Stimmung zu sorgen. Bürgermeister Gruber freute sich über das Engagement der Dorfgemeinschaft. Stellvertretend dankte man der Läuterin Resi Eder und Organisator Johann Ilck.

NÖN/Melker Zeitung 18. 8. 1988

Bezirk Geras

Bevölkerungsrückgang in zehn Jahren 13 Prozent!

Eine Struktur- und Problemanalyse der Gemeinden Geras, Drosendorf, Japons, Langau und Weitersfeld zeigt einen erschreckenden Einwohnerrückgang. Eine soeben erschienene Studie zeigt, daß es in diesen Gebieten noch 6606 Einwohner gibt, das sind um 13 Prozent weniger als vor zehn Jahren. Die Ursachen dieses Bevölkerungsschwundes sind vielfältig: Arbeitnehmer, besonders Büroberufe, müssen pendeln. 37 Prozent der Arbeitnehmer sind Tages-, 25 Prozent Wochenpendler. Das Freizeitvergnügen für junge Menschen ist ebenfalls stark eingeschränkt, da außer Diskothekenbesuchen nur die fallweisen Veranstaltungen von Feuerwehren oder Vereinen Abwechslung bieten. Da auch die Nahversorgung in den kleineren Katastralgemeinden stark zu wünschen läßt, muß der Einkauf größtenteils in der Bezirkshauptstadt Horn vorgenommen werden, was lange Anfahrtswege und Parkplatzprobleme mit sich bringt. Der Fremdenverkehr zeigt auch großen Aufholbedarf, da allein die Bemühungen des Stifts Geras und des Vereins „Drosendorf aktiv“ sicher nicht genügen. Auch die Lage an der Grenze trägt zur Isolation bei. Vielleicht könnte durch die Öffnung eines Grenzübergangs hier Abhilfe geschaffen werden. Die Verbindungen mit öffentlichen Verkehrsmitteln lassen noch immer zu wünschen übrig, wenn man für eine „Reise“ Geras — Wien runde drei Stunden einplanen muß. Den Politikern wird dringend etwas einfallen müssen, um das Wort von der „toten Grenze“ nicht traurige Realität werden zu lassen.

Hugo Minkus, NÖN/Horner Zeitung 29. 9. 1988

Gmünd — Groß-Gerungs

85 Jahre Schmalspurbahn Gmünd — Groß-Gerungs

85 Jahre Schmalspurbahn von Gmünd nach Groß-Gerungs wurden am 17. September gefeiert. Die zahlreichen Festgäste, darunter ÖBB-Generaldirektor Dr. Übleis, Präsident Haufek, Abg. Parnigoni, Bundesrat Farthofer, BH Hofrat Dr. Scherz, zahlreiche Bürgermeister der Bahngemeinden und Funktionäre der Eisenbahnergewerkschaft wurden von Gewerkschaftsobmann Karl Marek begrüßt. Karl Marek betonte die Bedeutung dieser Bahn für das Waldviertel, insbesondere für den Fremdenverkehr. Bürgermeister Drach ging auf die Geschichte der Bahnlinie ein, weiters stellte er die große fremdenverkehrspolitische Aufgabe der Bahn in den Vordergrund. Besonders freute sich Drach über die Investitionen, die die Bahn in Zukunft im Raum Gmünd tätigen wird. „Als ich zum ersten Mal das Konzept Bahn 2000 sah, war ich besonders traurig, daß im nördlichen Waldviertel praktisch keine Investitionen getätigt werden sollten. Umso mehr freue ich mich nun, daß doch beträchtliche Mittel in unser Gebiet fließen werden.“

Präsident Haufek stellte fest, daß dafür gesorgt werden muß, daß die Schmalspurbahn Gmünd — Groß-Gerungs genützt wird. „Für uns im Grenzland bedeutet diese Bahn Leben!“ Er verwies auf den in Vorbereitung befindlichen Staatsvertrag zwischen Land und Bund, in dem die Elektrifizierung der

FJB zugesichert wurde. Generaldirektor Dr. Übleis versicherte in seiner Ansprache, daß mit der Elektrifizierung der FJB bereits im kommenden Jahr begonnen werde. Er verwies auf die künftigen Aufgaben der Bahn für das Waldviertel, worüber wir an anderer Stelle berichten werden. Er bezeichnete den neuen Bahnsteig als Anfang für ein großes Investitionsprogramm im Waldviertel. Besonders lobend hob Übleis Gewerkschaftsobmann Marek, Bundesrat Farthofer, Abg. Parnigoni hervor, die sich nach seiner Aussage besonders für die Bahn im Waldviertel einsetzten. „Jeder muß seinen Beitrag zum Weiterbestehen dieser Bahn leisten“, meinte Übleis wörtlich. „Wir bauen eine neue Bahn, aber nicht nur auf den Hauptstrecken, wir müssen die neue Bahn auch in den kleinsten Regionen bauen!“ schloß der Generaldirektor.

Der Jubiläumzug wurde in vielen Stationen freundlich mit Blasmusik und Ansprachen der zuständigen Bürgermeister begrüßt. Im Zug selbst wurden die beiden „Speisewager!“ gern angenommen und es herrschte eine vorsichtig optimistische Stimmung für die Zukunft.

NÖN/Gmünder Zeitung 22. 9. 1988

Großgöttfritz

Bildungswerk plant Aussichtswarte und Marterlführer

Zwei richtungsweisende Projekte im Dienste der Heimat zeigen einmal mehr die vorbildliche Aktivität des Bildungswerkes Großgöttfritz und seiner Ortsstellenleiterin Gudrun Löschenbrand auf. Auf dem Auberg soll wieder eine Aussichtswarte errichtet werden. Geplant ist auch ein Marterlführer. Auf dem Auberg, dem höchsten Punkt im Gemeindegebiet, hat es bereits einmal eine Aussichtswarte gegeben. 1989 soll sie neu errichtet werden, wodurch die Gemeinde einen weiteren Anziehungspunkt erhält. Es ist bereits gelungen, dafür die finanzielle Unterstützung des Landes und der Gemeinde zu sichern. Ein Marterlführer soll alle bestehenden und auch die abgekommenen Marterl, Bildstöcke, Wegkreuze und Bildbäume anführen. Sicherlich ist auch dies ein ganz wesentlicher Beitrag zur Heimatkunde. Für diesen Marterlführer ist die Mitarbeit der Bevölkerung erbeten.

Die Neue/Zwettler Nachrichten 30. 8. 1988

Groß-Siegharts

Neue Collage für Textilmuseum

In monatelanger Arbeit haben die beiden freischaffenden Künstler Magdalena Steiner aus Arnolz und Helmut Kurz-Goldenstein, Drosendorf-Wien, eine Collage für das neue Textilmuseum in Groß-Siegharts geschaffen. Diese 4,50×2,30 Meter große Collage ziert seit einigen Tagen den Stiegenaufgang des neuen Museums in der Karlsteiner Straße (ehem. Bandfabrik Wagner). Es handelt sich um eine historisch-sozialkritische Darstellung und zeigt sowohl den Niedergang der Bandweberei als auch den aufstrebenden, zukunftsorientierten Betrieb, dargestellt durch den modernen Webstuhl, die „Models“ und einen Pfeil.

NÖN/Waidhofner Zeitung 19. 8. 1988

Festzug stellte alles in den Schatten

Tausende von Zuschauern empfanden das Fest anlässlich der 60jährigen Stadterhebung von Groß-Siegharts als „Jahrhundertfest“. Der historische Festzug mit genau 102 Gruppen und einer Dauer von eineinhalb Stunden war eine einzige Pracht. So mancher hat an diesem Sonntagnachmittag mehr an Geschichte mitbekommen, als in so manchem verdösten Schuljahr! Von den wenigen Steinzeitmenschen am Beginn der Siegharter Geschichte ging es über die mittelalterlichen Klöster und die erste Herrschaft „Wichart von Sighartz“ im Jahr 1304 weiter durch böse und schöne Zeiten. Die Pest und die Hussiten etwa gehörten zu den schlimmen Ereignissen, während die Minnesänger das Ihre zur Erbauung beitrugen. Sicher war auch die Jagd ein Genuß — zumindest für die Jäger. Pferde, Hunde, die Falkner marschierten auf und auch aufmüpfige Bauern. Die segensreiche Tätigkeit Graf Mallentheins fand im Aufblühen der verschiedenen Gewerbebezüge ihren Niederschlag. Seit damals stöhnen auch die Siegharter Kinder unter der „Herrschaft“ der Schulmeister. Kaum von der Leibeigenschaft

durch Joseph II. befreit, sorgten die Franzosen auf ihre Art für eine neue „Leibeigenschaft“. Räuberhauptmann Grasel wurde zur Legende und zu einer Art „Sozialarbeiter“ hochstilisiert. Fahrrad, Postwagen, Gesangverein und Sparkasse eroberten sich Anfang unseres Jahrhunderts ihren Platz, Manöver und Sport sorgten für Abwechslung. Die Stadterhebung im Jahr 1928 war ein markanter Punkt in der Sieghartser Geschichte. Die beiden Weltkriege und die darauffolgende Befreiung passierten Revue.

Sehr eindrucksvoll war auch der Streifzug durch zwei Jahrhunderte Modegeschichte, von Maria Theresia über das Biedermeier bis zum flotten Charleston. Die Stationen im Werdegang der Textilindustrie folgten mit der zentralen Figur des „Bandlkramers“, der der ganzen Gegend den Namen gab. Das Bauernjahr und die Entwicklung der Feuerwehr wurde eindrucksvoll dargestellt.

Bgm. Abg. Koczur, der natürlich auch die Begrüßung der Gäste vorgenommen hatte, durfte mit Stolz die Leistungen seiner Gemeindeglieder würdigen: Sie hatten sich an diesem 25. September selbst übertroffen!

Traude Walek-Doby, NÖN/Waidhofner Zeitung 29. 9. 1988

Grub

Hochverdiente Unterstützung für Burgherrn

Viel Zeit und Geld haben Franz Josef und Maria Magdalena Hampapa seit 1970 in die „Veste Grub“ investiert und so durch Eigeninitiative die Ruine im Waldviertel vor dem Verfall gerettet. Der Anlaß, aus dem Bgm. Augustin Illy und FVV-Obmann Blaim am 10. September zahlreiche Gäste auf die „Veste Grub“ einladen, war ein für Burgherrn Hampapa sehr erfreulicher: Bgm. Illy überreichte einen Scheck über weitere 5000 Schilling (insgesamt 25000 Schilling) und FVV-Obmann Blaim ein Sparbuch über 50000 Schilling, die vom Land Niederösterreich zuerkannt wurden. An der Übergabe nahmen unter anderen LAbg. Buchinger, LAbg. Winkler und BH Hofrat Dr. Sodar teil.

NÖN/Horner Zeitung 15. 9. 1988

Grünbach (Gemeinde Rappottenstein)

Brautpaar war mit Kuhgespann unterwegs

Vollzählig beteiligte sich die Dorfgemeinschaft von Grünbach, als es galt, Karin Neureuther anlässlich ihrer Hochzeit durch ein „Absperren“ besonderer Art gebührend zu ehren. Karin Neureuther, eine gebürtige Grünbacherin, nun Postbeamtin in Wien, schritt in der Kirche von Schloß Rosenau mit dem Wiener Postbeamten Peter Kandler vor den Traualtar. Beim Haus der Braut fanden sich die Grünbacher ein, und Franz Rauch hatte seinen alten, kunstvoll geschmückten Leiterwagen bereitgestellt, vor den er eine Kuh gespannt hatte, mit der er sogar eine Woche „geübt“ hatte. Mit diesem Gefährt fuhr das junge Paar bis Rappottenstein, erst dort stieg man in Autos um. Fritz Rauch und Reinhard Lichtenwallner, beide in festlichem Schwarz, fungierten als „Ersatzbräutigam“. Die unermüdeten Musikanten waren Fritz Lichtenwallner und Ludwig Rathbauer. Auch sonst gab es eine Vielzahl Beteiligter an diesem lustigen Ehrenzug für das beliebte Paar. Lebendiges Brauchtum also, das einen Ort vereint und liebe Menschen ehrt.

Die Neue/Zwettler Nachrichten 12. 7. 1988

Heidenreichstein

Zwölfeleuten

Einen großen Erfolg konnte die Laienbühne Hainrichstein (Regisseur Manfred Wurz) mit dem Stück „Zwölfeläuten“ verzeichnen. Rund 900 Besucher waren vom Stück, das oberflächlich sehr lustig ist, aber im Hintergrund bittere Wahrheiten verpackt hat, begeistert. Ein Großteil der älteren Gäste bestätigte, daß dieses Stück von H. R. Unger wirklich die damalige Zeit widerspiegelt.

NÖN/Waidhofner Zeitung 19. 8. 1988

Museum moderner Kunst — Horn

Den ganzen Sommer über waren im Piaristenkolleg zwei interessante Ausstellungen zu sehen: Der Kunstverein Horn zeigte zu ebener Erde 24 Berühmtheiten der Moderne in einer „Außer Streit“ betitelten Ausstellung, die Akademie der bildenden Künste führte im ersten Stock „Vom Akt zur Figur“. Konnte man oben vereinzelte Versuche zu didaktischer Präsentation bemerken, die sich der Besucher allerdings sehr zusammensuchen mußte, so waren diese unten absolut nicht beabsichtigt. Die sprichwörtliche strickende Dame, die es in allen Galerien der Welt gibt, hinderte einen auch in der Akademie-Ausstellung nicht, beispielsweise von den gezeichneten Figuren Wotrubas aus dem Jahr 1958 im letzten Raum hinten zu der „Gehenden“, einer kleinen Bronze aus dem Jahr 1971 beim Eingang vorne, den Entwicklungsweg dieses Künstlers zu erfahren; geholfen wurde dabei aber auch keinem.*)

Vorwiegend bedeutende Zeugnisse der Objektkunst aus der Zeit von 1921 bis etwa 1980, wie Man Ray, Marcel Duchamp, Jean Tinguely, aber auch berühmte Maler wie Tapiès, Andy Warhol, Rainer und Nitsch wurden erstmals „live“ in Horn vom Kunstverein präsentiert. Das allein schon ist „außer Streit“ ein großartiges Verdienst. Ein bißchen Vorinformation hätte aber auch hier nicht geschadet, wenn man bedenkt, daß — zum Glück! — nicht nur Eingeweihte des elitären Genres „Moderne Kunst“ hinkommen, wie es im Museum moderner Kunst vielleicht zu erwarten ist. Hier kommen hoffentlich auch Leute, die noch nie von Christo gehört haben, denen die Kunst-Revolutionen des Dada und des Surrealismus unbekannt und die Entwicklungen der Moderne nach der Mitte unseres Jahrhunderts neu sind. Nicht gängeln sollte man die Besucher, aber ein bißchen Information über die Anliegen moderner Kunst beeinflußt die Sehweise. Wer immer noch das „Schöne“ in der Kunst sucht, das das Leben und die Natur schon lang nicht mehr bieten, geht in die Irre und sucht „Streit“ auf einer falschen Ebene. Kunstwerke, die unseren Wunsch nach ästhetischen Erlebnissen erfüllen, gibt es zwar auch in dieser Zeit — Heinz Macks „Lichttrotter“ und Carlos Cruz-Diez' „Physichromie Nr. 417“ sind dafür Beispiele —, sie sind aber nicht mehr typisch für die Kunst unseres Jahrhunderts, der die Fragen nach dem Wesen der Kunst wichtiger geworden sind. Zur documenta 1972 gab ihr Organisator Szeemann sogar dem Insider-Publikum eine „Gebrauchsanweisung“ mit. Einige Punkte, stark gekürzt: „Gehen Sie davon aus, daß Kunst ist, was — auch immer — Künstler machen. Fragen Sie nicht danach, ob Ihnen ein Kunstwerk 'etwas sagt'. Viel wichtiger ist, ob ein Kunstwerk Sie etwas fragt. Fragen Sie sich nach dem ersten Rundgang, was Sie am stärksten irritiert, geärgert oder schockiert hat. (Das sind — im Zweifel — die besten Arbeiten.)“ Wer mit diesem Ansatz schaut, wird andere Diskussionen führen und mehr für sich selber mitnehmen können, als einer, dem nur die Kunstbetrachtung des 19. Jahrhunderts geläufig ist.

Ulrike Kerschbaum, NÖN/Horner Zeitung 30. 6. 1988

Im Museum gleich drei Ausstellungen!

Gleich drei Ausstellungen im Höbarth-Museum eröffnete Bgm. Karl Rauscher am 5. September vor einem überaus großen Publikum. Die Wanderausstellung der Volkshochschule „Niederösterreich 1938“ wurde von Prof. Dr. Erich Rabl hervorragend ergänzt mit Dokumenten und Bildern über „Horn 1938“ und die Entwicklung der Stadt in der Zwischenkriegszeit.

Anton Burger präsentiert einen Ausschnitt aus seiner fast hundert Jahre zurückreichenden Ansichtskartensammlung mit Karten aus den Kronländern der Österreichisch-ungarischen Monarchie. Alle drei Ausstellungen waren bis 1. November bei freiem Eintritt im Höbarth-Museum zu besichtigen.

NÖN/Horner Zeitung 15. September 1988

*) Etwas nach der Eröffnung erschien die Begleitschrift „Vom Akt zur Figur“, die in einem der nächsten Hefte besprochen wird.

Biologielehrer für vielfältige Waldviertler Kulturlandschaft

Eine Woche lang hielten sich 40 Lehrer aus verschiedenen Gebieten des Landes in Kautzen auf, um ihre Kenntnisse zu erweitern. Initiiert von HL Hubert Bruckner aus Oberndorf/Melk, ausgeschrieben vom Pädagogischen Institut Baden, hatten sich fast 70 Lehrer gemeldet, aus organisatorischen Gründen konnten jedoch nur 40 teilnehmen. Nicht umsonst stand diese Woche unter dem Motto „Biologie intensiv“. Das dichte Kursprogramm dauerte oft vom frühen Morgen (Vogelstimmenexkursion) bis spät abends.

Prominentester Referent war Kräuterpfarrer Josef Weidinger, der bei Vortrag und Kräuterwanderung alle zu begeistern wußte. Weitere Referenten und Exkursionsleiter waren Prof. Nagel (Moore und Moose), Prof. Sohm (Geologie), Josef Frank (Biologische Versuche), Heinz Kauderer (Mikroskopie) und Hubert Bruckner (Botanik und Vogelkunde). Bei einem Diskussionsabend mit Bürgermeister und Gemeinderäten wurden die Kursteilnehmer mit den Problemen einer Waldviertler Grenzgemeinde vertraut.

Gerade für Biologielehrer war auch die fortschreitende Zerstörung wertvoller Biotope (Feuchtwiesen, Bäche, Moore, Raine) nicht zu übersehen. Alle Teilnehmer richteten daher einen Appell an die Verantwortlichen, eine vielfältig gegliederte Waldviertler Kulturlandschaft zu erhalten.

NÖN/Waidhofner Zeitung 14. 7. 1988

Weingartennamen

Seit jeher war Weingartenarbeit eine händische; dies blieb so bis in die Jahre von Lenz Mosers Hochkultur mit dem größeren Reihenabstand. Auch brachte der dadurch mögliche maschinelle Einsatz die Zusammenlegung kleinerer Grundstücke. Bis in die 30er Jahre waren aber große, geschlossene Weingärten äußerst selten, viele Familien lebten von ein bis zwei Vierteln (14 bis 28 Ar). Seit alters sind die Weingärten in Riede eingeteilt, Grundstücke verschiedener Größe mit spezifischen, sehr weit zurückreichenden Namen. So führen die Weinzierlberger ihren Namen auf das Jahr 1309 zurück (Weinzierlperch). Aber in alten Urkunden, Schenkungen, Weingartenordnungen lesen wir schon früher heute noch bekannte Riednamen: Wartberg (1137), wahrscheinlich der Wachtberg (Markgraf Leopold IV. überließ tauschweise dem Bischof von Passau einen Weingarten auf dem Wartberg), Taillant (Thalland), Scherfespeunt (1204), Laimgrub, Sandgrub, Marthal (1215), Limperg (1220), Pfaffenberg (1263), Mitterpeunt auf dem Geblinge (Peunt oder Point war immer einem bestimmten Zweck gewidmetes, meist eingefriedetes Grundstück, daher kommt der Name häufiger vor), Frechau (1291), Wolfgraben (1300 — Urbar Kremsmünster), Gelblinck (1307 — heute Kremser und Rohrendorfer Geblinge), Kremsleiten (1310), Goldberg, Lermaist und Melker Peunt (1344).

In einem pfarrlichen Dienstbüchel von 1355 kommen folgende Namen vor: Geblinge bei Radendorf (Rohrendorf), Lintobel, Taylant, Marichgassen, In der Schütt, Purgleiten bei Rechberg, An der Loterpeunt, Peuchsl, Vohenluëg. In einem Grundbuch dieser Jahre sind zu finden: Kerschbaum, Windleiten, Wieden, Kühberg, Steinweg, Hunzweingarten, Galgenberg, Loterberg, Kirtsborz, Spatzengrub, Greisthan, Setzler, Wüpperlberg, Kirchgassen. Erwähnt werden: In der Petschen (vielleicht Partschen), die Jüdin (1362), Füllpach (1405), Sumerleiten (1414), Wolfsgraben (1415), Freunpach (1435 — Frauenbach), Regensburgerin (1439), Sätz (1453), Gspött (1458), Hatras (1463).

Im Benefizien-Verzeichnis aus 1559 kommen außer schon erwähnten Riednamen folgende vor: Die Justingerin, Sperlweg, Moßbergerin, die Holzgassen, Puechleiten Frauenbach, Kremserl, Weinthal, Korngris, Kögl, Im Hund, die Leuthäuser, Stratzenbach, Rathleser, Kobl, Englstein bei Rechberg, der heilige Stein, Zwettler Spindelweg, Gärtl, Stöckl, Pechpfann, Grillenparz, Wismath bei Landersdorf, Hofstetten zu Imbach.

Viele dieser Riednamen bestehen noch heute, ältere Hauer können sich an den einen oder anderen Namen erinnern und kennen die Lage. Eine Reihe von ihnen ist längst vergessen. Das ist schade. Der

Magistratsbereich von Krems kennt folgende Großfluren:

A₁ Kremser Pfaffenberg
A₂ Kremsleiten
A₃ Kremser Sandgrube
A₄ Kremser Goldberg
A₅ Kremser Kogl
(Geschlossene Fluren)

B₁ Kremser Sommerleithen
B₂ Kremser Thalland
B₃ Kremser Pulverturm
B₄ Kremser Herrentrost
B₅ Kremser Frauengrund
(Offene Fluren)

Diese Flurbezeichnungen wurden am 10. Oktober 1980 beschlossen und umfassen über 200 Rieden.

QUELLEN

Anton Kerschbaumer, Geschichte der Stadt Krems (Krems 1885).
Hans Pemmer, Geschichte des Marktes Rehberg (Krems 1952).
Landwirtschaftsamt der Stadt Krems.

Hans Frühwirth

Langau

Reiss-Stammbaum ist fünf Meter lang

Voll eingeschlagen hat die Idee, anlässlich des Gedenkjahres 1988 die Pfarr-, Orts- und Familiengeschichte in einer sehenswerten Ausstellung zusammenzutragen und beim Erntedank-Pfarrfest zu präsentieren — in Scharen strömten die Langauer in den Pfarrhof, um die mit viel Liebe und noch mehr Zeitaufwand gestaltete Dokumentation zu besichtigen und eingehend zu diskutieren.

Frau Seidl, Pfarrsekretärin in Wien-St. Stephan mit enger Verbindung zum Waldviertel, hat hobbymäßig, aber keineswegs amateurhaft, in den letzten drei Jahren über 3000 Stunden an der Geschichte von Langau und deren Bewohnern gearbeitet und Bekanntes und Unbekanntes übersichtlich dargestellt. „Prunkstück“ ist wohl der Stammbaum der Familien Reiß — er ist knapp fünf Meter lang und reicht von der ersten Erwähnung dieses Namens im Grundbuch 1573, der ältesten Quelle, auf die sie zurückgreifen konnte, bis zum heutigen Tag. Der Umfang ist nicht verwunderlich, gab es doch noch vor einem halben Jahrhundert rund 40 „Reiß“ in Langau, heute aus verschiedensten Gründen nur mehr etwa die Hälfte.

Neben Stammbäumen anderer Familien findet man auch eine Sammlung von Fotos mit alten Ansichten, Hauschroniken (die Familie Riedl, Hausnummer 61, ist nachweisbar der älteste Hausbesitzer. Sagen (die für Seidl eine wichtige Forschungsgrundlage darstellen) und Aufzeichnungen über das Brauchtum, das auch heute noch zum fixen Bestandteil des dörflichen Lebens zählt. Auch auf den „reichsten Langauer“, den Postmeister Schoissnitz, wird eingegangen: Er hatte 1687 ein Vermögen von 6641 Gulden (200 Gulden kostete damals ein ganzes Lehen!). 219 Langauer wurden von 1670 bis 1899 über 80 Jahre alt, Heinrich Kleppner (gestorben 1702) gar 104.

NÖN/Horner Zeitung 22. 9. 1988

Langschlag

Präsentation der „Böhmerwaldstraßen- und Kulturkarte“

Bei der Regionaltagung der Handelskammern der Bundesländer Ober- und Niederösterreich im September des Vorjahres in Schloß Rosenau wurde der Beschluß gefaßt, die landschaftlichen Schönheiten des Mühl- und Waldviertels durch die einheitliche Bezeichnung und Beschilderung der B38 sowie durch die Herausgabe einer „Böhmerwaldstraßen- und Kulturkarte“ noch bekannter zu machen und dadurch den Fremdenverkehr in beiden Regionen anzukurbeln. „Geistiger Vater“ dieser Idee war Staatssekretär a. D. Dr. Johann Haider, der unermüdlich dafür warb, und „Motor“ zur Verwirkli-

chung des Projektes war Dr. Anton Denk, der Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft „Böhmerwaldstraße“. Der Waldviertler Fremdenverkehrsbeirat und die Fremdenverkehrsverbandgemeinschaft Mühlviertel übernahmen die Aufgabe, und beide Bundesländer kamen auch gemeinsam mit den Gemeinden für die finanzielle Abdeckung des Projektes auf.

Am 21. September war es nun soweit: In der Festhalle in Langschlag wurde in Anwesenheit zahlreicher Ehren- und Festgäste von Landesrat Dr. Albert Leibenfrost (OÖ) und Landesrat Dkfm. Vinzenz Höfinger die „Böhmerwaldstraßen- und Kulturkarte“ präsentiert. Ein kartographischer Verlag in St. Pölten stellte eine völlig neue, und trotz der kurzen Zeit, die für ihre Herstellung blieb, auch eine qualitativ hervorragende und vor allem informative Straßenkarte her, die schwerpunktmäßig sowohl auf die kulturellen Sehenswürdigkeiten als auch auf das Freizeitangebot der Gemeinden entlang der rund 180 km langen Böhmerwaldstraße, die von Horn über Zwettl und Freistadt bis nach Kollerschlag an der bayrischen Grenze führt, hinweist. Für die Böhmerwaldstraße wurde auch ein eigener Schriftzug entwickelt, ein mit einem Laub- und einem Nadelbaum verziertes „B“, das eine Art Markenzeichen werden soll. Die Karte, von der vorerst 50000 Exemplare aufgelegt werden sollen, soll Ratgeber und Wegweiser für all jene sein, die ihren Urlaub und ihre Freizeit abseits der „großen Trampelpfade“ verbringen wollen. „Das gemeinsame Ziel des Mühl- und des Waldviertels ist die Ankurbelung des Fremdenverkehrs, der eine wichtige wirtschaftliche Basis ist und große Chancen für die Zukunft eröffnet. Hauptachse für beide Regionen ist diese Straße entlang des schönen Böhmerwaldes“, betonte Landesrat Leibenfrost bei der Präsentation der neuen Karte, die Landesrat Höfinger als ein „gelungenes und schönes Stück gemeinsamer Arbeit“, als ein „erfreuliches Zeichen der Kooperation beider Regionen“ bezeichnete.

Brigitte Lassmann, Die Neue/Zwettler Nachrichten 27. 9. 1988

Leiben – Mollenburg (Gemeinde Weiten) – Pöggstall

Festival im Weitenttal

Im Rahmen des NÖ Donaufestivals standen auch im Weitenttal verschiedene Veranstaltungen auf dem Programm: Im Schloß Leiben eröffnete am 1. Juli Landesrat Liese Prokop eine vom „Forum Melk“ organisierte Gemäldeausstellung, bei der höchst ansprechende Ölgemälde, Grafiken und Baticken gezeigt wurden. Der Präsident der NÖ Kunstvereine, Prof. Franz Kaindl, stellte die Waldviertler Künstler vor: Johannes Fessl aus Wurmbrand bei Groß-Gerungs (satirische Darstellungen, in denen mit viel Ironie in Alltagsszenen menschliche Schwächen offengelegt werden), Ilse Fessl (ihre reizvollen Baticararbeiten zeigen vorwiegend die malerische Waldviertler Landschaft) und Ernst Spalt aus Bad Großpertholz (großartige Portraits in der Art der Meister der Renaissance, aber auch verträumte, phantastische, durch Bildkomposition und hohes technisches Können bestechende Darstellungen). Isolde Kerndl las im Rahmen der Vernissage eigene Gedichte, der Musikverein Lehen sorgte für die musikalische Umrahmung des Festaktes.

An längst vergangene Zeiten erinnert wurden die Besucher der Mollenburg am 2. und 3. Juli beim Burgfest. Musik aus dem Mittelalter, ein Ritterspiel der Hauptschule Pöggstall mit dem Titel „Eroberung der Mollenburg“, Lieder aus Irland, ein großer Burgenschmaus bei Tafelmusik sowie die „Burg in Flammen“ waren einige Programmpunkte des ersten Tages. Am darauffolgenden Tag brachten die Niederösterreichischen Spielleute Lieder und Tänze aus dem Mittelalter, am Nachmittag präsentierte die Prager Gruppe „Equites“ ein historisches Gefecht. Auch für Kinder gab es verschiedene Spiele unter fachkundiger Anleitung. Armbrustschießen, Töpfern und Handlesen waren weitere Punkte des Burgfestes.

Den Abschluß des „Festivals im Weitenttal“ bildete ein Kirchenkonzert in der Pöggstaller Kirche St. Anna im Felde am 3. Juli. Bei dieser Spitzenveranstaltung, die von einer Bläsergruppe der NÖ Tonkünstler und dem Gesangsverein „Fidelitas“ gestaltet wurde, wurden Barockmusik vom Österreichischen Kaiserhof, Wiener Klassiker und Spirituals aus der Neuen Welt gespielt und gesungen.

Herbert Neidhart

Durch Zufall auf Taufstein aus der Renaissance gestoßen

Ein rund 400 Jahre alter Taufstein aus der Renaissance wurde in der Pfarrkirche in Mautern entdeckt. Zu diesem aufsehenerregenden Fund kam es, als in der Beichtkapelle der bereits morsche Holzboden entfernt wurde und darunter eine Ziegelbodendeckung aus der Barockzeit zum Vorschein kam. Nachdem auch die Ziegeldeckung entfernt wurde, stieß man nach rund 50 cm auf gotischen Bau-schutt, der eine 30 cm hohe Steinsäule umgeben von einer Rundung freigab. Dieser Taufstein läßt die Vermutung zu, daß es sich um eine Taufkapelle aus der Renaissancezeit handelt.

Noch in dieser Woche wird auch das Bundesdenkmalamt mit Grabungsarbeiten starten. „Eventuell besteht die Möglichkeit“, so Pater Columban, „daß darunter eine romanische Kirche gefunden wird.“

Die Neue/Kremser Nachrichten 16. 8. 1988

Römischer Töpferofen aus 2./3. Jahrhundert gefunden

Auf gut Glück wollte Mag. Ulrike Stangelmaier die von ihr geleitete römische Notgrabung in der Kudlichgasse beginnen. Und prompt hatte sie Fortuna auch wirklich auf ihrer Seite. Genau dort, wo sie mit dem Probegraben begann, konnte sie eine sensationelle Entdeckung machen und einen großen, selten gut erhaltenen Töpferofen aus dem zweiten oder dritten Jahrhundert freilegen.

Notwendig wurden die Grabungen, weil auf diesem Grundstück Reihenhäuser geplant sind. Auf der Nebenparzelle legte Dr. Zabehlicky vor wenigen Monaten einen römischen Keller frei, und so lag die Vermutung nahe, daß auch hier römische Reste verborgen sind. Gleichzeitig mit dem Töpferofen wurden auch noch Mauern eines römischen Gebäudes ausgegraben, das sich in das benachbarte Grundstück, in einen Weingarten, fortzieht. Der Wunsch der Archäologin wäre, dieses Gebäude nach der Weinernte freizulegen und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Nur: Die Frage der Finanzierung ist in diesem Falle noch nicht geklärt. Fest steht aber schon jetzt die Versetzung eines Reihenhauses, weil es genau an das römische Gebäude angrenzt. Für den planenden Architekten Erich Millbacher bedeutet diese Änderung keine Schwierigkeiten, mit dem zukünftigen Wohnungsbesitzer muß allerdings erst gesprochen werden.

Die Gemeinde und die Austria AG als Grundeigentümerin haben sich zur Abtragung des Töpferofens entschlossen. Rund 50000 Schilling sind dafür notwendig und werden vorerst von der Wohnungsgesellschaft zur Verfügung gestellt, um dadurch mit dem Baubeginn nicht in Verzug zu kommen. Wer endgültig bezahlt, ist noch nicht klar. Vbgm. Brauneis wünscht sich eine Drittel-Parität zwischen Bund, Land und Stadt.

Doris Denk, NÖN/Kremser Zeitung 29. 8. 1988

Mollenburg (Gemeinde Weiten)

Mollenburg: Lesung im Rittersaal

Zu einer Lesung auf die Mollenburg lud der „Club Niederösterreich“ ein. Die Begrüßung der vielen Gäste nahm LH-Stv. Dr. Erwin Pröll vor, der nebst viel Prominenz aus Wien und NÖ u. a. auch Bezirkshauptmann Hofrat Dr. Lechner, NR-Abg. Bayr, Bundesrat a. D. Ing. Eder und Weitens Bürgermeister Holzinger viele begeisterte Zuhörer begrüßen konnte. Im übervollen Rittersaal der Mollenburg las Miguel Herz-Kestranek aus Werken von Walter Seisenbacher, Theodor Kramer und Jörg Mauthe. Peter Meissner sang seine eigenen Chansons.

NÖN/Melker Zeitung 14. 9. 1988

Plank

Impulse alternativer Volkskultur

Betrachtet man das Gasthäusersterben und die Abwanderungsrate, so mag es schon ein wenig verwundern, was dem „Verein zur Förderung von Kultur und Erwachsenenbildung“ zur Unterstützung des Aufbaues und Betriebes im „Weißen Rössel“ in Plank am Kamp binnen Jahresfrist gelungen ist.

Blickt man hinter die Kulissen, weicht das Staunen einer gewissen Bewunderung. Wer heute durch das weitläufige Kulturghasthaus geht, registriert, daß tatsächlich etwas weitergeht. Da werden in den Gasträumen monatlich wechselnde Ausstellungen Waldviertler Künstler präsentiert. Nahezu wöchentlich finden musikalische, literarische und andere Veranstaltungen statt. Gesunde Ernährung dominiert den Speiseplan. Im Obergeschoß finden sich neben gemütlichen Seminarräumen — meist gut ausgelastet — Büro und Archiv der „Arbeitsgemeinschaft für regionale Kulturarbeit“. Fachliteratur zu Themen wie Heimat, Kultur, Regionalismus, Dorferneuerung, Neue Volkskultur, Minderheiten u. a. beherrscht die Szene. Ein Zeitschriftenarchiv mit rund 250 Periodikas — allesamt sachgebetsbezogen — steht zur Verfügung.

Demnächst werden von hier aus zwei neue Projekte gestartet. Eines ist allgemeine Bildungs-, Aktivierungs- und Kulturarbeit im Sinne eigenständiger Regionalentwicklung mit Angestellten in allen benachteiligten Regionen Österreichs, das andere „Die Neue Schule der Volkskultur“ mit Seminarbetrieb. Das „Weiße Rössel“ mit seinen Seminarräumen, Schlafzimmern und einem ausgedehnten Garten liefert auch hiefür die geeignete Infrastruktur. Regelmäßige „Umweltstammtische“ und Wasseruntersuchungen beim Start des Projektes lenkten auch die Aufmerksamkeit der „Umweltberatung Waldviertel“ auf die schlechte Trinkwasserqualität im gesamten Gemeindegebiet. Jetzt werden in Zusammenarbeit mit dem Umweltbundesamt regelmäßige Untersuchungen durchgeführt, allerdings seitens der Verantwortlichen immer noch keine Sanierungsmaßnahmen ergriffen. Demnächst soll auch der Kamp genauer unter die Lupe genommen werden, tauchen doch immer wieder „kleine Kugeln“ im Fluß auf, wie sie — so wird vermutet — von chemischen Betrieben flußaufwärts verwendet werden. Auch Hausabwässer gehen mitunter direkt in den Kamp, unterhalb der Planker Kläranlage „sicht es überhaupt verheerend aus“.

Jonny Diwald, der „Primus“ unter den „Weißen Reitern“: „Das Haus ist auch eine Informationsdrehscheibe geworden, ganz klar bei der Fülle an Material“. Freilich scheitert die Umsetzung von Ideen, die vielfach bereits in Protokollen der Raumplanung und anderswo erfaßt sind, mitunter am Festhalten an „alten Gewohnheiten“. Das „Weiße Rössel“ setzt mehr auf Innovation.

R. W., Die Neue/Kremser Nachrichten 22. 9. 1988

Pöggstall

Berlinerin übergab Urkunde für Heimatmuseum

Mitte August kam Frau Annemarie Schwenk aus Berlin, eine Nichte des früher im Forsthaus Rafles bei Pöggstall tätig gewesenen Oberförsters Weiss, auf das Gemeindeamt Pöggstall und übergab Bürgermeister Nagl eine alte Urkunde aus ihrem Besitz. Bei der für das Pöggstaller Heimatmuseum übergebenen Urkunde handelt es sich um einen „Geburtsbrief“ für die „Pader Geschwister“, in welchem der damalige Inhaber der Herrschaft Pöggstall, Graf Johann Joachim von Sinzendorf, deren eheliche Geburt bestätigte. Die Urkunde wurde am 13. November 1651 auf dem Schloß Rogendorf in Pöggstall ausgestellt und trägt ein schönes Siegel des Grafen auf rotem Wachs. *Herbert Neidhart*

Wieder zwei Bildstöcke erneuert

Es ist sehr erfreulich, daß sich die Bevölkerung der Pfarre Pöggstall in den letzten Jahren der alten Bildstöcke annimmt, sie vor dem Verfall rettet und erneuert.

Am Fest Mariä Himmelfahrt konnte Dechant Schaupp im Rahmen einer Marienandacht einen Bildstock in Muckendorf segnen, der vor genau 100 Jahren von Josef Sturm errichtet wurde. Heuer wurde dieser Bildstock von Familie Pfeiffer aus Muckendorf liebevoll restauriert.

Ein zweiter, ebenfalls heuer renovierter Bildstock konnte am 18. September gesegnet werden. Er befindet sich am alten Kirchensteig, der von Sading nach Pöggstall führt, bot in den letzten Jahren einen sehr desolaten Anblick und wurde von Männern der Freiwilligen Feuerwehr Pöggstall unter Kommandant Günther Straßhofer — unterstützt von mehreren Firmen — zu einem schönen „Floriani-Bildstock“ gestaltet.

Herbert Neidhart

Historisches Forum Schloß Rosenau

Das bereits zur Tradition gewordene Seminar des „Historischen Forums Schloß Rosenau“ stand diesmal unter dem Titel „Niederösterreich zwischen 1918 und 1938 — Wirtschaftliche, politische, soziale und kulturelle Entwicklung“.

Die Begründer dieser Veranstaltungsreihe BSI Reg.-Rat Dr. Franz Trischler konnte dabei neben zahlreichen interessierten Zuhörern auch Bezirkshauptmann Hofrat Dr. Friedrich Gärber, den Obmann des Museumsvereines Dr. Anton Denk sowie den Referenten, Mag. Dr. Leopold Kammerhofer vom Österreichischen Staatsarchiv, begrüßen. Mag. Dr. Kammerhofer, der über dieses Thema auch ein sehr interessantes Buch geschrieben hat, zeigte anhand seiner Unterlagen und vieler Beispiele den unglückseligen Weg der kleinen Republik Österreich in der Zwischenkriegszeit auf. Schonungslos prangerte er die Schwächen, das Unverständnis von verschiedenen Seiten, aber auch eine nicht sehr glückliche Außenpolitik an. In der anschließenden Diskussion wurden von Zeitzeugen die Ausführungen einer kritischen Betrachtung unterzogen und auch Ergänzungen unterbreitet.

Die Neue/Zwettler Nachrichten 5. 7. 1988

Sallingstadt (Gemeinde Schweiggers)

Kreativwerkstätte stellte aus

An zwei Sonntagen stand Sallingstadt ganz im Zeichen des Donaufestivals. In den Räumen des Jugendgästehauses wurde von der Kreativwerkstätte Sallingstadt naive, bodenständige Kunst geboten. Der Organisator, der auch gleichzeitig die Werkstätte leitet, war der weit über die Grenzen des Waldviertels hinaus bekannte Schweiggerser Künstler VDir. Willi Engelmayer. In den Monaten zuvor wurden — größtenteils von Einheimischen — die ausgestellten Exponate unter Anleitung des Volksbildners Engelmayer geschaffen.

Zu sehen gab es Schnitarbeiten aller Art, wobei besonders die von Kindern und Jugendlichen geschaffenen Holzmasken beeindruckten. Überzeugend waren auch die mit großer Genauigkeit und mit viel Liebe zum Detail angefertigten Schnitzereien auf Gebrauchsgegenständen des Großgöttfritzer Kunsthandwerkers und Tischlers Hofbauer. Ein nostalgischer Hauch alter Handwerkskunst lag auf den wunderschönen Holzuhren, der Bauerntruhe oder den vielen anderen Gegenständen.

Im graphischen Teil der Ausstellung, der in einem weiteren Raum zu sehen war, wurde bei den Holzdrucken einheitlich die Farbe Schwarz verwendet, die in ihrer Schlichtheit die einzelnen „kleinen Kunstwerke“ besonders betonte. Erstaunlich waren nicht nur die Motivvielfalt, sondern auch die ruhige und sicher herausgearbeiteten Linien und Umrisse der Darstellungen. „Mitgearbeitet haben — neben einigen Erwachsenen — hauptsächlich Kinder und Jugendliche“, erzählt Engelmayer stolz. „wobei die meisten noch nie zuvor in diesem Bereich künstlerisch tätig waren.“ Auch ließ es sich der engagierte Künstler nicht nehmen, selbst — so wie auch während der gesamten Ausstellungszeit — die einzelnen Arbeiten zu erläutern. Alles in allem eine sehenswerte und gelungene Ausstellung.

Die Neue/Zwettler Nachrichten 12. 7. 1988

Schrems

Die „Hoffestspiele“ warteten am 23. Juli mit einer Premiere auf

Kabarett in Reinkultur wurde am 16. Juli im Rahmen der „Hoffestspiele“ in Pürbach geboten. Josef Hader brachte bissigen Humor, scharf gewürzt, und riß das Publikum zu wahren Lachstürmen hin. Auch die an das Programm angeschlossene musikalische Darbietung des Bernd-Luef-Trios war ein voller Kunstgenuß.

Am Sonntag präsentierte schließlich das Mitglied des Volkstheaters Wien, Werner Prinz, Patrick Süßkinds „Der Kontrabaß“. Ausgezeichnetes schauspielerisches Können Prinz' zeichnete diese Vorstellung aus. Als „Dankeschön“ gab es für den Schauspieler seitens des Publikums Waldviertler Mohnzelten.

Freitag, 22. Juli, brachte der MGV Schrems die seinerzeit so erfolgreiche Aufführung der Bieroper „Renaldo Renaldini“. In dieser Mordgeschichte agierten: Friedrich Geist, Rudolf Vancura, Karl Greiner, Mag. Gerald Oberbauer, Kurt Köller, am Klavier begleitet von Mag. Franz Farnberger. Für heitere Einlagen sorgten Toni Daum, Franky Thalhammer, Mag. Manfred Fürnkranz und Karl Greiner.

Eine Premiere gab es schließlich am Samstag, 23. Juli, mit dem Stück „Die Stadtlerin“. Es handelt sich dabei um eine Eigenproduktion der „Waldviertler Kulturinitiative“, die seitens des Landes NÖ gefördert wurde.

NÖN/Waidhofner Zeitung 21. 7. 1988

Seyfrieds (Stadtgemeinde Heidenreichstein)

Kirchenrenovierung fand mit Altarweihe Abschluß

Am 11. September fand die Kirchenrenovierung mit der Weihe des neuen Volksaltars ihren feierlichen Abschluß. Die Arbeiten (Neugestaltung des Altarraumes, Umbau des bestehenden Hochaltars in einen Volksaltar, Erneuerung aller elektrischen Leitungen, Installation einer Elektroheizung, doppelte Verglasung der Kirchenfenster) wurden mit Hilfe der Bevölkerung ausgeführt. 1431 freiwillige Arbeitsstunden wurden geleistet. Eine Haussammlung ergab die stolze Summe von 164 280 Schilling. Die Weihe des Altares nahm, im Auftrag von Bischof Žak, der aus der Pfarre stammende Prälat Hofrat Vinzenz Rohrbeck vor, der mit einer großzügigen Spende auch zur Finanzierung des Vorhabens beitrug.

NÖN/Waidhofner Zeitung 29. 9. 1988

Spitz

Schiffahrts-Museum in Spitz: „Historisches Schmuckkasterl“

Mehr als 800 Jahre dürfte der Erlahof, der nach einer gründlichen Renovierung das Museum der Donauschiffahrt beherbergt, alt sein. Gotische Fesken der ehemaligen Kapelle im Herrenhaus dokumentieren dies nachhaltig. Prunkstück in den liebevoll gestalteten Schauräumen und Gewölben mit prächtig verzierten Portalen und Decken: die alte Schifferorgel mit ihren gut 200 Pfeifen aus 1697. Bis zu 60 Berittene zogen vor hunderten Jahren hölzerne Schiffe und Flöße die Donau stromaufwärts. Es dauerte Monate, bis sie in Regensburg ankamen. Der „Treppehweg“ legt Zeugnis davon ab.

Das Museum verdankt seine Entstehung Otto Meißinger, dem seinerzeitigen Obersekretär der Marktgemeinde Spitz. In vieljähriger Tätigkeit hat er den Grundstock zu dieser einmaligen Sammlung gelegt. Mittlerweile sind die Exponate weit über Österreichs Landesgrenzen hinaus bekannt und von Fachleuten hochgeschätzt. Eigentlich ist es ein Kapitel europäischer Kulturgeschichte, das Meißinger hier ins Leben rief. Seit 1940 gehört der Erlahof der Marktgemeinde Spitz. Das Museum ist vom 1. April bis 1. November täglich von 10 bis 12 Uhr und von 14 bis 16 Uhr geöffnet, an Sonntagen von 13 bis 17 Uhr.

Im heurigen Sommer war auch noch eine Sonderausstellung über Malerei und Grafik von Otto Grabner, einem ehemaligen Theatermaler, zu besichtigen.

Robert Weninger, Die Neue/Kremser Nachrichten 17. 10. 1988

Stoitzendorf

Vom Geheimtip zum Fixpunkt in Niederösterreichs Konzertlandschaft

Schloß Stoitzendorf war schon für so manchen der Einstieg in die Welt der Musik — der erste Anstoß in Richtung lebendiges Konzert. Vor Jahren noch ein Geheimtip, ist Stoitzendorf heute Fixpunkt in der NÖ Konzertlandschaft. Gemeinsam ist allen Konzerten das Besondere. Der freundliche Empfang im Arkadenhof, die sehr persönliche Präsentation der Künstler, das erlesene Programm, die Erläuterungen der einzelnen Stücke, Brot und Wein in der Pause — all das macht die besondere Atmosphäre aus. Die Leitfigur ist nach wie vor Schloßherr Dr. Hermann Buchner, selbst Berufsmusiker

und Leiter des Ensembles für alte Musik, der NÖ Spielleute. Seit zwölf Jahren gibt es die Matineen im August auf Schloß Stoitzendorf unter dem Motto „Musik der Nachbarn“. Den glanzvollen Schlußpunkt der heuer sehr erfolgreichen Konzertreihe bildete die Gruppe für alte Musik aus Belgrad „Renaissance“, die Lieder und Tänze von der Adria mitbrachte. Am Sonntag, 28. August, um 10.30 Uhr war das mehrfach bei internationalen Wettbewerben ausgezeichnete Ensemble zu Gast auf Schloß Stoitzendorf.

Die Gruppe „Prager Blech“ wird im Advent in Stoitzendorf konzertieren.

NÖN/Horner Zeitung 25. 8. 1988

Thaya

Die Prof.-Dr.-Schönbauer-Gedenkausstellung gefällt

Sehr regen Besuches kann sich die im Gedenkjahr für Prof. Dr. Leopold Schönbauer eingerichtete Sonderausstellung im örtlichen Heimatmuseum erfreuen. Die vielen Exponate, die über den Arzt, Wissenschaftler und Politiker Prof. Dr. Schönbauer berichten, aber auch dessen Hilfsbereitschaft und internationale Bedeutung erkennen lassen, werden von den Besuchern mit großem Interesse studiert. Auch der Stammbaum der Schönbauer, beginnend mit MR Josef Schönbauer und dessen Gattin Leopoldine als Eltern des berühmten Chirurgen, führt bis in die Gegenwart, ist in Wort und Bild erstellt und beeindruckt die Museumsbesucher sehr. Auch eine auf Tonband aufgenommene Vorlesung Prof. Dr. Schönbauers wird mit großem Interesse abgehört.

Beim Bauernmarkt 1988 konnten über 750 Personen als Museumsbesucher begrüßt werden, das sind fast zehn Prozent der Gesamtbesucher des Bauernmarktes. Auffällt ferner die große Zahl von Ausländern, die das Museum besonders eingehend besichtigen. Ein in Sydney (Australien) lebender Wiener, der bei einem Heimatbesuch auch in das Museum von Thaya kam, muß eindeutig als der am weitesten angereiste Gast bezeichnet werden.

Das Heimatmuseum Thaya ist an Sonntagen von 9 bis 12 Uhr geöffnet. Sonderführungen bedürfen einer rechtzeitigen Vereinbarung unter Tel. 02842/2663 (Gemeindeamt).

NÖN/Waidhofner Zeitung 21. 7. 1988

Die Grabungen in der Wüstung Hard werfen nun neue Fragen auf

Die zehnte Ausgrabung in der mittelalterlichen Ortswüstung Hard fand von 5. bis 9. September in der Gemeinde Thaya statt. Die Ausgrabung des Hauses Nr. 1 sowie der Umgebung des Hauses Nr. 2 bildeten den Schwerpunkt der heurigen Grabungen, die unter der Oberaufsicht von Universitätsprofessor Dr. Fritz Felgenhauer standen, diesmal aber von seiner Gattin Dr. Sabine Felgenhauer geleitet wurden.

Bei dieser Grabung verdichteten sich die Hinweise auf eine ältere Besiedlung von Hard. Ob es sich um eine slawische Besiedlung handelt, konnte aber infolge des Fehlens von Keramikfunden nicht geklärt werden. Auch die Öffnung eines Hügelgrabes half bei der Beantwortung dieser Frage nicht weiter. Professor Dr. Felgenhauer wies bei der Feier zum Abschluß der Grabungen am Freitagabend darauf hin, daß es günstig sei, die Grabungen mit erhöhter Intensität zu Ende zu führen und anschließend die Siedlungskammer Thaya näher zu erforschen, unter Umständen mit Grabungsarbeiten in weiteren Wüstungen. Aufgrund dieser Forschungen könnten genauere Aufschlüsse über die frühe Besiedlung Österreichs bzw. über das Aussehen dieser frühen Siedlungen gemacht werden.

Außerdem regte Prof. Felgenhauer an, einen Teil von Hard wiederaufzubauen und den Sommer über mit original mittelalterlichem Leben zu erfüllen: mit original gekleideten Menschen, die mittelalterliche Speisen zubereiten und mittelalterliche handwerkliche Tätigkeiten ausüben. Bei der Abschlußfeier gab OSR Friedrich Schadauer als Obmann des Kultur- und Museumsvereines einen Rückblick über die Ausgrabungen und dankte allen Beteiligten. Bgm. Mag. Neuwirth sprach den Dank der Gemeinde aus und wies darauf hin, daß die finanziellen Mittel für diese Ausgrabungen durch den Einsatz der NÖN und durch persönliche Unterstützung durch Landeshauptmann Ludwig gesichert werden konnten.

NÖN/Waidhofner Zeitung 15. 9. 1988

Musikfest im Thayapark

Mehr als tausend Besucher konnten auch heuer wieder beim 8. Int. Musikfest vom 1. bis 3. Juli im Thayapark gezählt werden. Heiß her ging es gleich bei der Eröffnung mit Cindi Peres. Als Kontrast dazu gab es anschließend stimmungsvolle Musik keltischen Ursprungs, interpretiert von der heuer einzigen heimischen Gruppe „Rooney Meye“. Abschluß und Höhepunkt des ersten Tages waren aber zweifellos „The Nugget“, in Österreich sicherlich die Nr. 1 auf dem Sektor Bluegrass. Erst der Respekt vor der Polizeistunde ließ die hervorragenden Interpreten nach mehreren Zugaben von der Bühne steigen. Mit jiddischer Musik eröffneten dann die Vorarlberger „Gebrüder Moischele“ das Programm des Samstags. Legendäres von H. Qualtinger und Eigenproduktionen zeigte dann eine Amateurtheatergruppe aus St. Pölten, ehe sich das Musikprogramm seinem Höhepunkt näherte. Begeistert wie schon im letzten Jahr geigte das „Roland Batik Trio“ auf. Vorletzte Gruppe am zweiten Tag war das „Spontan Musik Trio“. Der Auftritt von Dr. Martin Wichtl, Gus Seemann und Helmut Kurz-Goldenstein war ein toller Publikumserfolg und hätte dem programmierten Star des Abends Kevin Coyne beinahe die Show gestohlen.

Ein buntgemischtes Programm gab es dann auch am Sonntag. Auf Roland Neuwirth und seine „Extremstrammeln“ folgten die „Kings of Africa“, die Afro-Beat und Percussion aus Senegal zu Gehör brachten. Aus den USA kam Katie Webster und krönender Abschluß des Festes war der erste Auftritt von „Peter Lipa's Blues Band“ im Westen. Die Bluesband Nr. 1 aus der ČSSR durfte erst ein- einhalb Stunden nach dem offiziellen Ende des Festes von der Bühne steigen. Besonders erfreut war man im Vorstand des Folk-Clubs über die vielen Besucher „mittleren und reiferen Alters“, die wie das übrige Publikum schwer begeistert waren vom Auftritt der Dixie-Band aus Krems, den Jazzhouse Ramblers.

NÖN/Waidhofner Zeitung 7. 7. 1988

Kulturehrenzeichen für Prim. Dr. Borek

Das „Kulturehrenzeichen“ der Stadt Waidhofen erhielt am 29. Juli — einen Tag vor seinem 60. Geburtstag — von Bgm. Dir. Maier im Rahmen einer Festsitzung des Gemeinderates Prim. Dr. Erich Borek überreicht. Damit würdigte die Stadt die Verdienste des vormaligen Kulturstadtrates. Prim. Dr. Borek war von 1975 bis 1985 im Waidhofner Gemeinderat tätig, davon die zweite Periode als Kulturstadtrat. Seine größten Leistungen sind die Errichtung des Stadtsaales, die Verschwesterung mit Heubach und die Vertiefung der Beziehungen mit Rumänien.

NÖN/Waidhofner Zeitung 4. 8. 1988

Zum 100jährigen Jubiläum der Fahnenweihe des Bürgerkorps Waidhofen an der Thaya

Der Ursprung des Bürgerkorps in Waidhofen an der Thaya geht auf den bereits 1596 genannten „Schützenverein“ zurück. Die Bildung desselben reicht sicherlich in das 13. oder 14. Jahrhundert zurück. Der Waidhofner Schützenverein war eine Körperschaft zur Pflege des Schießwesens und der Stadtverteidigung. Er hatte ähnliche Einrichtungen wie die Zünfte. Damals schlossen sich alle wehrfähigen Bürger in Schützengilden zusammen, um in Kriegszeiten zur Stadtverteidigung bereitzustehen. Die Waidhofner Bürgerschützen bewährten sich erstmals in den Bauernkriegen 1596 und besonders im 30jährigen Krieg, wo sie einer zweimaligen Belagerung standhielten. Später übernahm das Bürgerkorps die Aufgabe, das Schießwesen zu pflegen. Im wesentlichen beschränkten sich die Aufgaben auf das Ausrücken bei kirchlichen und weltlichen Feiern.

Der 8. September 1888 war für Waidhofen an der Thaya ein großer Festtag. Das „K. k. priv. Bürgerkorps zu Waidhofen an der Thaya“ hatte zur Weihe einer neuen Korpsfahne eingeladen. Die „Waldviertler Nachrichten“ vom 15. September 1888 berichteten euphorisch über diesen Festtag. Es heißt hier u. a.: „Das vom hiesigen k. k. priv. Bürger-Corps veranstaltete Fahnenweihfest gestaltete sich zu

einer erhebenden, aufrichtigen, ungekünstelten und ungemachten, also doppelt werten patriotischen Kundgebung, welche in der Festchronik unserer Stadt einen glänzenden Platz einnehmen wird.“ (...)
„Aus Anlaß des 40jährigen Regierungsjubiläums des Kaisers beschloß das hiesige k. k. priv. Bürger-Corps einstimmig, in seiner Eigenschaft als eines der ältesten der noch bestehenden drei Corps Niederösterreichs, diesen bedeutungsvollen Tag mit der Weihe einer neuen Fahne, — des Symboles der Treue — festlich zu begehen“, heißt es weiter. „Die Bitte an Ihre Majestät, die durchlauchtigste Kaiserin und Königin Elisabeth, die Fahnenpatin-Stelle zu übernehmen, war huldvollst gewährt und die hiesige Patronatsherrin, Frau Ernestine Reichsfreiin von Gudenus, mit der Stellvertretung Allerhöchstens betraut.“

Zur Vorbereitung des Festes herrschte schon Tage vorher ein geschäftiges Treiben. Als Festplatz war der Hauptplatz ausersehen. Die Dreifaltigkeitssäule wurde in einen Hochaltar verwandelt, links davon wurde eine reichgeschmückte Festhalle errichtet. Da es damals noch keine Eisenbahnverbindung nach Waidhofen gab, mußten die Festgäste mit Pferdewagen anreisen. Am Vortag des Festtages um 7.30 Uhr abends kamen in 14 Equipagen die erwarteten Festgäste aus Eggenburg und Wiener Neustadt an und wurden an der Thayabrücke festlich empfangen. Darauf wurden sie in die „über und über“ beflaggte Stadt geführt, die ein buntbewegtes, malerisches Bild darbot. Es hatte sich auch das Gerücht verbreitet, die Kaiserin werde selbst nach Waidhofen kommen, und da waren natürlich sehr viele Neugierige aus weiter Ferne eingetroffen, die die „Frau Kaiserin“ sehen wollten. In der Stadt muß tatsächlich ein großer Trubel geherrscht haben, denn die Zeitung schreibt: „... Der Abend war sternenhell, Gäste kamen über Gäste an und wurden begrüßt, neue Gäste hieß es abholen. Wagen durchrasselten die Straßen, Lieder, Musik und Festesworte erklangen — eine Nachtruhe gab es so eigentlich nicht.“ Am nächsten Morgen marschierten die Festgäste auf. Vertreten waren die Bürger-Corps von Eggenburg, Olmütz (Mähren), Wiener Neustadt und Znaim (Mähren) in ihren Uniformen und der Militär-Veteranen-Verein „Fürst Schwarzenberg“ von Wien Fünfhaus. Aus Wiener Neustadt waren auch acht Grenadiere erschienen, die durch ihr militärisches Aussehen, so wird berichtet, großes Aufsehen erregten. Abordnungen hatten die Veteranenvereine von Groß Haselbach, Groß-Siegharts, Heidenreichstein, Raabs-Oberndorf, Schrems und Thaya sowie die Feuerwehren von Dietmanns, Eisgarn, Eggern, Groß-Siegharts, Raabs-Oberndorf und Wienings entsandt. Das Bürgerkorps Waidhofen an der Thaya war 54 Mann stark. Natürlich waren auch die Vertreter der Beamtenschaft und Bürgerschaft, Vertreter der Gemeinden usw. anwesend. Es gab „Ehrenjungfrauen“, die von Herrn Junggesellen begleitet wurden, sowie 18 Paar Mädchen in weißem Gewand und gelocktem Haar.

Die Festmesse begann um 10 Uhr, zelebriert von Stadtpfarrer Dechant Eichmayer, gefolgt von sechs Geistlichen. Der Männergesangsverein der Stadt sang Schuberts Deutsche Messe. Die Festrede hielt „Herr hochw. l. f. Stadtpfarrer Franz Xaver Eichmayer“. Er begrüßte die Ziele des Korps und entwarf in begeisterten Worten ein Loblied auf Österreich, das Herrscherhaus und die Tugenden des Kaisers. Auf den Spruch der Fahne eingehend, meinte der Redner: „Den sinnvollen Spruch 'Für Gott, Kaiser und Vaterland' verfolgte das Korps allerdings auf friedlichem Wege. In den Zeiten der Not werde das Korps gleich seinen Begründern Gut und Blut für das Vaterland zu opfern sicherlich bereit sein. Die neue Fahne möge doch in Wahrheit ein Friedenszeichen werden, für das Korps, die Gemeinde, das engere Vaterland Niederösterreich und das weitere Vaterland, Österreich, dessen erhabenem Herrscher unser Schlußgebet für immerdar gelten solle: „Gott beschütze, Gott erhalte, Gott segne das erlauchteste Herrscherhaus und seine Majestät, den Kaiser Franz Josef I. Hoch!“

Seine Worte wurden von der nahezu an die 3000 Köpfe zählenden Menge mit lauten Hochrufen und der Volkshymne beantwortet. Darauf folgte die eigentliche Fahnenweihe. Das von Kaiserin Elisabeth gestiftete, heute noch vorhandene, mit reichen Stickereien versehene Doppel-Fahnenband trägt als Kopzfzier das kaiserliche Wappen mit der Krone, an der Rückseite das Wappen von Niederösterreich.

Die Widmung lautet auf der ersten Seite: Elisabeth, Amalie, Eugenia; zweite Seite: dem k. k. priv. Bürger-Corps; dritte Seite: der l. f. Stadt Waidhofen an der Thaya; vierte Seite: am 8. September 1888. Die Fahne selbst, ein Erzeugnis der Firma Fellinger und Hassinger in Wien, ist aus schwerer

gelber Seide, umgeben von einem schwarzgelben Rand im Zuckenmuster. Die eine Seite trägt die Aufschrift: K. k. Bürger-Corps Waidhofen an der Thaya 1888; die andere Seite trägt einen kunstvoll gestickten k. k. Doppeladler in den heraldisch gebotenen Farben. Ein weiteres Fahnenband trägt die mit einem Adler geschmückte Inschrift „Das k. k. Bürger-Corps der allzeit getreuen Stadt Wiener Neustadt dem k. k. priv. Bürger-Corps Waidhofen an der Thaya 8. September 1888“. Es wurde vom k. k. priv. Bürger-Corps Wiener Neustadt überreicht.

Das geplante Park-Konzert mußte wegen des einsetzenden Regenwetters in den Saal des Herrn Ruß verlegt werden. Im Gasthaus Tiefenböck (damals Pächter des „Goldenen Löwen“, heute Hotel Haberl) war das Festessen, bei dem zahlreiche Trinksprüche gehalten wurden und ein Tanzkränzchen stattfand. Aus Anlaß der Fahnenweihe wurden auch Erinnerungs-Medaillen aufgelegt. So hat das Bürgerkorps einen großen Festtag begangen.

Aber es kamen auch Krisen über diese traditionsreiche Körperschaft. Im Jahr 1933 kam es zur behördlichen Auflösung, wie es hieß, aus politischen Gründen. Nach 1955 blieben vorerst alle Bemühungen, das Bürgerkorps zu reaktivieren, vergeblich. In Niederösterreich besaßen nur vier Städte das Privileg, ein uniformiertes Bürgerkorps zu unterhalten: Wiener Neustadt, Waidhofen an der Ybbs, Eggenburg und Waidhofen an der Thaya. Schon längst gab es in den drei Schwesterstädten wieder ein Bürgerkorps, in Waidhofen stieß es auf unüberwindlich scheinende Hindernisse.

Im Jahr 1971 kleidete sich unter Kapellmeister Tippl das Blasorchester in der Uniform der früheren Bürgerkorpsmusikkapelle und erregte damit Aufsehen und Bewunderung. Es sollte aber beinahe weitere zehn Jahre dauern, bis unter tatkräftiger Mithilfe des damaligen Kulturstadtrates Komm.-Rat Walter Biedermann und des Gendarmerie-Obersts Herbert Koliha das neue Bürgerkorps aus der Taufe gehoben werden konnte. Uniformen, Tschakos und Gewehre wurden angeschafft, die alte Korpsfahne aus 1888, die die Kriegs- und Nachkriegszeit im Heimatmuseum überdauert hatte, wurde restauriert.

Im Unterschied zu früheren Jahren, wo das Korps als wehrhafte Bürgervereinigung zur Stadtverteidigung eingesetzt war, dient es heute rein friedlichen Zwecken. Das Bürgerkorps von heute setzt auf freiwilliger Basis die Tradition unserer Väter fort. Es dient der Pflege der Kameradschaft und verschönert durch sein Erscheinungsbild die festlichen Anlässe in unserer Stadt. Traditionell wird das Schießen und Schützenwesen gepflegt, indem jährlich der „Schützenkönig“ festgestellt wird. Ohne Übertreibung kann gesagt werden, daß das „privilegierte, uniformierte und bewaffnete Bürgerkorps zu Waidhofen an der Thaya“ ein nicht zu übersehender Aktivposten unserer Stadt ist.

Eduard Führer

Hermine Biedermann stiftete dem Bürgerkorps Fahnenband

Mehr als 400 Uniformierte (Bürgergarden, Musikkapellen, Bundesheer, FF, RK und ÖKB) konnte der Kommandant des Waidhofner Bürgerkorps, Major Ing. Schiefer, zur Festveranstaltung „100 Jahre Fahne“ am 11. September neben einer Reihe von Ehrengästen begrüßen. Der Höhepunkt des Festes war die Segnung des neuen Fahnenbandes für die Fahne des Waidhofner Bürgerkorps, das seine Fahne aus Anlaß des 40jährigen Regierungsjubiläums von Kaiser Franz Joseph I. gestiftet erhalten hat. Die Patenschaft hatte damals Kaiserin Elisabeth übernommen. Das erste Fahnenband stiftete Ernestine Freiin von Gudenus, das „ganz neue“ Hermine Biedermann aus Waidhofen. Die Festredner, sowohl Bgm. Dir. Maier als auch BH HR Dr. Steininger, mahnten, die über 600 Jahre alte Tradition und den Geist der Gemeinschaft hochzuhalten.

NÖN/Waidhofner Zeitung 15. 9. 1988

Waldviertel

Der Fremdenverkehr hat stark zugenommen

Das Waldviertel verzeichnete in den letzten Jahren mit einer Nächtigungssteigerung von rund 30 Prozent auf dem Fremdenverkehrssektor einen überdurchschnittlichen Aufschwung. Dies war den Aussagen von Landesrat Höfinger und Dr. Weghofer (Leiter der NÖ Fremdenverkehrswerbung) bei

der Generalversammlung des Fremdenverkehrsbeirates Waldviertel am 5. September in Zwettl zu entnehmen.

Verzeichnete das gesamte Waldviertel im Jahr 1982 122 000 Ankünfte und 620 000 Übernachtungen, so waren es 1987 152 000 Ankünfte und 803 000 Übernachtungen. Dies entspricht bei den Ankünften einer prozentuellen Steigerung von 24,6 und bei den Nächtigungen von 29,5.

Die Steigerungsraten in den einzelnen Bezirken sind jedoch sehr unterschiedlich. Am interessantesten sind die Zahlen des ersten Halbjahres von 1987 und 1988. Während in diesem Zeitraum der Bezirk Gmünd seine Nächtigungen von 107 000 auf 126 000 hinaufschrauben konnte, verzeichnete der Bezirk Horn einen Rückgang von 600 Nächtigungen, der Bezirk Waidhofen einen Rückgang von 13 200 auf 12 300 und der Bezirk Zwettl ebenfalls einen Rückgang, nämlich von 88 700 auf 83 500.

Steigerungen verzeichneten neben Gmünd auch die Bezirke Krems von 114 000 auf 121 000 und der Bezirk Melk von 82 100 auf 87 600.

Unter dem Vorsitz von Landesrat Höfinger erfolgte auch die Neuwahl des Vorstandes des Waldviertler Fremdenverkehrsbeirates. Obmann ist weiterhin HK-Bezirkssekretär Dr. Denk aus Zwettl, Stellvertreter aus den Bezirken Waidhofen und Gmünd sind Stadtrat Othmar Knapp aus Raabs und HK-Bezirksstellensekretär Mag. Kaas aus Gmünd. Der Fremdenverkehrsbeirat plant eine Reihe von Aktivitäten und Initiativen, um den Fremdenverkehr im Waldviertel weiter anzukurbeln.

Ernst Gratzl, NÖN/Gmünder Zeitung 8. 9. 1988

Zwettl

Bildhauerwochen

Den ganzen Juli über war der Dreifaltigkeitsplatz in Zwettl ein Bildhaueratelier. Sieben Studenten der Meisterklassen der Akademie für bildende Kunst in Wien (Prof. Franz Xaver Ölzant und Prof. Joannis Avramidis) schufen hier aus Wachauer Marmor und Lindabrunner Konglomerat menschliche Figuren. So entstanden unmittelbar vor der barocken Dreifaltigkeitssäule, einem Werk des Eggenburger Bildhauers Johann Kaspar Högl, Skulpturen des 20. Jahrhunderts.

Sinn dieser Veranstaltung war es vor allem, daß die Bevölkerung das Entstehen einer Steinplastik miterleben konnte. Der neugestaltete Dreifaltigkeitsplatz bewährte sich als Kommunikationsort, denn zahlreiche Passanten nahmen regen Anteil an der Arbeit der Künstler. Ein Zwettler Großhandelshaus und die Stadtgemeinde unterstützten diese Aktion. Es wäre wirklich wünschenswert, wenn derartige Veranstaltungen in regelmäßigen Abständen hier durchgeführt werden könnten, denn dabei entstehen wichtige Kontakte zwischen Künstlern und Bevölkerung, wie sich bei diesen ersten Zwettler Bildhauerwochen gezeigt hat.

Friedel Moll

Stift Zwettl (Stadtgemeinde Zwettl/NÖ)

850-Jahr-Feier von Stift Zwettl

Eine derart konzentrierte Präsenz von Prominenz wie am 18. September hat es im Bezirk Zwettl sicher noch nie gegeben, und wird es wahrscheinlich auch in Zukunft nicht so bald geben. Der Anlaß für dieses Meeting war die Feier des 850jährigen Bestehens der Zisterzienserabtei in Stift Zwettl. Sicher trug, wie in der vergangenen 850jährigen Klostergeschichte öfters, auch dazu wieder die „besondere Gnade“ bei: Zur Zeit lenkt Prälat Bertrand Baumann, eine anerkannte Priesterpersönlichkeit, die Geschicke des Klosters. Er hat zu vielen geistlichen und weltlichen Würdenträgern beste Kontakte. Unter ihm wurde Stift Zwettl zu einem Begriff. So gesehen ist es auch kein Wunder, daß an der Hauptfeier des Bestandsjubiläums des Zisterzienserstiftes unter den vielen hundert Gästen auch Bundespräsident Dr. Kurt Waldheim, Kardinal Dr. Hermann Groer, Bundeskanzler Dr. Franz Vranitzky, Vizekanzler Dr. Alois Mock, BM Karl Blecha, LH Siegfried Ludwig, Diözesanbischof Dr. Franz Zak, Ex-ÖGB-Präsident Anton Benya, Präsident Franz Romeder und viele weitere Spitzenpersönlichkeiten des öffentlichen Lebens Österreichs teilnahmen. „Zwettl ist heute ein weitverge-

schobener Posten unseres Ordens“, erklärte der Generalabt der Zisterzienser, Dr. Polykarp Zakar, in der Predigt des Dankgottesdienstes und wies darauf hin, daß von den 133 Klostergründungen im 12. Jahrhundert heute nur mehr drei, unter ihnen Zwettl, bestehen. Der Gnade Gottes und dem Gebet sei es zu verdanken, daß Zwettl alle Heimsuchungen der Jahrhunderte überstanden hat, erklärte der Generalabt.

Der feierliche Dankgottesdienst wurde mit der „Missa Clara-vallensis“ op. 83 von Gottfried von Einem musikalisch zeitgenössisch gestaltet.

NÖN/Zwettler Zeitung 22. 9. 1988

SCHRIFTENREIHE DES WALDVIERTLER HEIMATBUNDES

(Lieferbare Bände)

- Band 7: **Hermann Steininger:** Schandfiedeln im Waldviertel (1974) öS 30,—
- Band 8: **Walter Pongratz und Josef Tomaschek:**
Heimatbuch der Großgemeinde Großschönau (1975), broschiert öS 120,—
- Band 16: **Heinrich Reinhart:** Mühlen-Miniaturen (Gedichte) (1974) öS 30,—
- Band 18: **Josef Koppensteiner:**
Heimatbuch der Marktgemeinde Großpertholz, 2. Teil (1975) öS 75,—
- Band 22: **Josef Koppensteiner:** Rund um den Nebelstein (1978) öS 95,—
- Band 24: **Johannes Müllner:** Pfarrer Michael Brenner (1806-1868) (1981) öS 60,—
- Band 26: **Walter Pongratz:** Die ältesten Waldviertler Familiennamen (1986) öS 195,—
- Band 27: **Renate Seebauer:** Ortsgeschichte von Mahrersdorf (1986) öS 50,—
- Band 28: **Robert Kurij:** Nationalsozialismus und Widerstand im Waldviertel
(1987) öS 195,—
- Band 29: **Ulrike Kerschbaum/Erich Rabl (Hg.):** Heimatforschung heute.
Referate des Symposions „Neue Aspekte zur Orts- und
Regionalgeschichte“ vom 24. bis 26. Oktober 1987 in Horn (1988) öS 195,—
- Band 30: **Friedrich Polleroß (Hg.):** 1938. Davor — Danach.
Beiträge zur Zeitgeschichte des Waldviertels (1988) öS 180,—
- Heimatkundliches Jahrbuch 1978/80** öS 200,—
- Eduard Kranner:** Ulrich von Sachsendorf, Ein höfischer Minnesänger
im babenbergischen Österreich (2. Aufl. 1977) öS 70,—

*Bestellungen richten Sie bitte an den Waldviertler Heimatbund (Dr. Erich Rabl),
3580 Horn, Postfach 100, oder Telefon 02982/3991 (ab 14 Uhr)*

Buchbesprechungen

Werner Kitlitschka, **Grabkult und Grabskulptur in Wien und Niederösterreich vom Historismus zur Moderne**. Fotos von Ingeborg Kitlitschka-Strempel (St. Pölten-Wien: Niederösterreichisches Pressehaus 1987) 159 Seiten, ca. 200 Abbildungen, 480 Schilling.

Die Beschäftigung mit der Sepulchralkunst des 19. und 20. Jahrhunderts, die so lange unter dem Eindruck des bekannten Verdiktes Erwin Panowskys stand und wohl nicht zuletzt deshalb wenig Beachtung von seiten der Kunstwissenschaft fand, hat in den letzten Jahren auch in Österreich verstärkt eingesetzt, wobei der Dissertation Wolfgang Biedermanns aus 1978 eine wichtige Initialfunktion zukommt. Werner Kitlitschka hat nun mit dem vorliegenden Band eine erste zusammenfassende Darstellung dieses Kapitels der österreichischen Kunstgeschichte vom Ende des Barock bis in die Zwischenkriegszeit versucht. Dem Titel des Buches entsprechend wird von einem umfassenden Ansatz an das Thema herangegangen, der den formalen, typen- und stilgeschichtlichen Aspekt mit Exkursen zu den sozial- und kulturhistorischen Hintergründen, die die Entstehung einer derart reichen und vielgestaltigen Kunstübung erst ermöglichten, verbindet und damit die Kunstwerke aus ihrem Umraum heraus begreifbar macht. Der Autor stützt sich hierin vorwiegend auf die grundlegenden Arbeiten des französischen Historikers Philippe Ariès und zieht teils bemerkenswerte Vergleiche zwischen der Situation in Paris und der im Wien des 19. Jahrhunderts. Kitlitschka stellt dem eigentlichen Text einen kurzgefaßten Überblick über die Geschichte des Grabmales voran, der — obwohl informativ und gut lesbar — vielleicht in diesem Rahmen entbehrlich gewesen wäre, leider geht der Autor auf die im Bild vorgeführten österreichischen Beispiele nicht ein. Der folgende Abschnitt „Grabkult und Grabmal“ führt hingegen in sehr konziser Art und Weise in die oben erwähnten Zusammenhänge ein, schildert den Wandel im Verhältnis der Zeit zu Tod und Bestattung zwischen den Polen der radikalen Maßnahmen Josefs II. einerseits und den luxuriösen „pompes funèbres“ der franzisko-josephinischen Ära, aber auch die überdeutliche soziale Hierarchie in allen Stufen vom monumentalen Prachtbegräbnis bis zur „Gratisleiche“ der Mehrzahl der Stadtbevölkerung.

Der eigentliche kunsthistorische Teil der Publikation ist typologisch aufgebaut, die mannigfaltigen Gestaltungsmöglichkeiten der Formgelegenheit Grabmal sind in 15 Gruppen zusammengefaßt, denen je ein Kapitel gewidmet wird — zweifellos die einzige Möglichkeit, die ungeheure Materialmasse zu bewältigen. Von religiösen Themen und deren profanen Gegenstücken aus Mythologie und Allegorie spannt sich der Bogen über die verschiedenen Formen der Selbstdarstellung des/der Verstorbenen bis hin zu den aufwendigen szenischen Darstellungen und den Fragen um das historische Gesamtkunstwerk, für das als Beispiel Tilgners Grabmal Prix als Umdeutung barocker Trauergerüste bzw. gleichzeitiger Konduktaufbauten erwähnt sei. Mit der Hinwendung zur autonomen, keinem dekorativen Zusammenhang unterworfenen Grabskulptur um 1900, für deren Entwicklung u. a. Edmund Hellmer von entscheidender Bedeutung gewesen sein dürfte, erfolgte die Überleitung der beginnenden Moderne bis hin zum Frühwerk Wotrubas.

In diese ausführlichen typologischen Abschnitte fügt Kitlitschka zwar eine Fülle von entwicklungs- und stilgeschichtlichen Hinweisen sowie Angaben über ausführende Künstler ein, doch hätte man sich zu diesen Aspekten des Themas eigene, zusammenfassende Kapitel gewünscht, ebenso wären kurze biographische Hinweise zu den oft wenig bekannten Künstlern etwa in Form eines Anhangs recht dienlich gewesen, doch hätte dies — wie auch ein etwas umfangreicherer Anmerkungsapparat — wohl den vom Verlag vorgegebenen Rahmen gesprengt. Neben dem Text stehen gleichberechtigt die photographischen Aufnahmen Ingeborg Kitlitschka-Strempels, von gewohnt guter Qualität, die einen repräsentativen Querschnitt durch den bisher fast zur Gänze unpublizierten und oft nur schwer zugänglichen Denkmälerbestand geben. Eindrucksvoll gestaltet sich die Kombination von zeitgenössischen Photographien und aktuellen Aufnahmen, wodurch auf den bedauerlichen Erhaltungszustand mancher Denkmäler hingewiesen wird.

So kann man dieses Buch, das in seiner Ausstattung dem 1984 in demselben Verlag erschienen Band „Historismus und Jugendstil in Niederösterreich“ folgt, in seiner Gesamtheit nur begrüßen und hoffen, daß es ähnliche Arbeiten auch für andere Teile Österreichs anregt (in Oberösterreich steht eine Dissertation zu diesem Thema vor dem Abschluß) und Ausgangspunkt für eine wissenschaftliche Dokumentation des Denkmälerbestandes, die ein Desiderat der Forschung darstellt, wird.

Bernhard Prokisch

Johannes Twaroch (Hg.), **Niederösterreichs Literatur im Aufbruch — 30 Jahre Arbeitsgemeinschaft Literatur** (=Wissenschaftliche Schriftenreihe Niederösterreich 81/82/83, St. Pölten-Wien: Verlag Niederösterreichisches Pressehaus 1988) 80 Seiten, bebildert, broschiert, 120 Schilling.

Dieser Band umfaßt insgesamt acht Beiträge (von vier Autoren), deren einige in ihrer engagierten Diktion wertvolle Mosaik auch einer neuen gesamtösterreichischen Literaturgeschichte darstellen können, eines Desiderats, das einiger Ansätze ungeachtet leider noch lange auf sich warten lassen wird. Der Herausgeber und derzeitige Leiter der jubelnden ARGE, Johannes Twaroch, schildert im ersten Beitrag, „Aufbruch aus der Provinz — 30 Jahre Arbeitsgemeinschaft Literatur“ (S. 5-18), Entstehung und Entwicklung dieser Institution. In lockerer Chronologie und flüssig stilisierend, sachkundig und mit zum Teil kritischer Distanz, führt der Autor eine interessante Folge einschlägiger Initiativen, Persönlichkeiten und Schwierigkeiten vor Augen. Dies unter Anführung etlicher Originalzitate, welche die problematische Stellung von Literatur zwischen Provinzialismus und Modernismus, zwischen alter Tradition und neuem Auftrag widerspiegeln. Alois Eder beschäftigt sich unter dem Titel „Fruchtbarer Widerspruch: das pult“ (S. 19-26) mit der 1968 von Klaus Sandler gegründeten und bis 1984 bestehenden gleichnamigen Zeitschrift, die eine Pioniertat nicht nur für den St. Pöltner Raum gewesen ist. Der — manchmal übermäßig — materialreiche Beitrag gewährt auch Einblick in die wechselhafte Geschichte einer ausschließlich ehrenamtlich tätigen Redaktion. Daß der Autor die Belege seiner Angaben auf die zweite Hälfte des Beitrags beschränkt, ist für näher Interessierte bedauerlich; hier wird vieles an persönlicher Erinnerung verwertet worden sein. Auch der nächste Aufsatz, „Der Literaturkreis ‚podium‘“ von Johannes Twaroch (S. 27-32), behandelt ein „Konkurrenzunternehmen“ der ARGE, 1971 gegründet. Dies ist gleichfalls ein fundiert-ausgewogener Beitrag Twarochs, der sich insbesondere mit der problematischen Rolle W. Szabos im sogenannten „Dichterstreit“ und mit der (letztlich als fruchtbringend bewerteten) Öffentlichkeitsarbeit des Kreises befaßt. Einer weiteren Gruppe wird das folgende Referat gewidmet: „Das niederösterreichische Graz — Der Wiener Neustädter Literaturkreis“ (S. 33-39), wieder von Johannes Twaroch. Der Titel des Aufsatzes, auf eine Prägung Hans Weigels zurückgehend, bezeichnet die vom Autor dokumentierte Bedeutung dieses seit 1972 bestehenden Kreises und seiner wichtigen Publikationen wie zum Beispiel des „Wiener Neustädter Lesebuches“ (1983). Stellenweise in amüsanten Weise geschrieben, bietet dieser Beitrag manches interessante Detail, zum Beispiel das 1975 vom behandelten Kreis und dem „pult“ gemeinsam geplante, aber nie realisierte Projekt eines Autorenverlages (vgl. S. 36/37).

Die zweite Hälfte des Bandes, sich mit einzelnen Autoren beschäftigend, wird mit einem monographischen Versuch Paul Wimmers eingeleitet: „Ein Meister der Idylle: Friedrich Sacher“ (S. 40-48). Hier handelt es sich um einen wohlformulierten Essay, trotz Zitatenfülle allerdings um keinen (zu erwartenden) wissenschaftlichen Beitrag; ein solcher vertrüge weder den Verzicht auf Beleg etlicher Angaben noch die Unbekümmertheit des Aufbaus. So ist der Beitrag Sachers in der „Deutsch-Österreichischen Literaturgeschichte“ von Nagl-Zeidler-Castle zwar erwähnt, belegmäßig jedoch nicht ausgewiesen; so beinhaltet ca. die Hälfte des Beitrags die eigentliche „Monographie“ (S. 40-44), dann endlich wird das Titel-Etikett „begründet“ (S. 44/45): nach diesem schmalen Abschnitt (welcher dem Titel nach der hauptsächliche sein sollte) springt der Autor über zu Sachers politischer Manifestation (S. 45/46), wechselt abrupt zu gut stilisierten Reflexionen über einige Gedichte, um — ebenso unmotiviert wie unerwartet — dem Dichter im Schlußabsatz einen knappen Nachruf zu widmen (nicht ohne diesen wieder als „Meister der Idylle“ zu titulieren). Auch der nächste Beitrag, Roman Roceks „Mit eigenen Waffen — Wilhelm Szabos Widerstand gegen die völkische Dichtung“

(S. 49-62), kann als Essay keinen Anspruch auf wissenschaftliche Verwertbarkeit erheben. Die erste Hälfte dieses immerhin klar gegliederten Beitrags versucht, ausgehend von einem geistesgeschichtlichen Ansatz, eine Annäherung an Wesen und (Verlags-)Geschichte „völkischer“ Literatur Österreichs. Sodann wird — zum Teil recht anregend — über einige Szabo-Gedichte reflektiert. Bedeutsam die hier vorgenommene Erstveröffentlichung der „Ballade von Döllersheim“ (in zwölf Strophen mit jeweils 2×4 kreuzweise gereimten, frei-daktylischen Versen), über deren genaue Entstehungszeit leider keinerlei Angaben gemacht werden. Störend wirken das Fehlen etlicher Belege sowie teilweise unkorrektes Zitieren (Weinhebers sämtliche Werke wurden erstmals von Josef Nadler und Herwig Weinheber herausgegeben: der in Roceks Anm. 2 zitierte Briefband ist durch die ins Stocken geratene Neuausgabe F. Jenaceks leider noch nicht ersetzt worden). Verallgemeinerungen, zum Beispiel „Meier Helmbrecht, eine jener düsteren Gestalten des Mittelalters“ (S. 55), befremden ebenso wie die Formulierung „(. . .) 1932, zu einer Zeit also, da der Nationalsozialismus in Österreich noch nicht gerne gesehen wurde“ (S. 54, Hervorhebung durch den Rezensenten). Lexikalische Mode-Erscheinungen der Germanistik (nur?) wie „projizieren“ (S. 53, 58 und 59) können leider gleichfalls nicht ausbleiben. Dies alles mindert den Wert dieses grundsätzlich verdienstvollen Essays. Alois Eder ist der Verfasser des folgenden Beitrags. „Der niederösterreichische Dichterstreit im Spiegel einer Dichterfreundschaft — Wilhelm Szabo und Walter Sachs“ (S. 63-71). Dieser recht sorgfältig recherchierte Aufsatz dokumentiert nicht nur die Entwicklung einer Dichterfreundschaft, sondern die problematische Stellung der Nachkriegs-Literatur zwischen restaurativen Tendenzen und demokratischer Öffnung überhaupt. Das angedeutete Verhalten Weinhebers zum Nationalsozialismus (vgl. insbesondere S. 68 f.) und sein Symptomcharakter sind in empfehlenswerten Arbeiten A. Bergers untersucht worden. Den wertvollen Beitrag Eders beeinträchtigt lediglich die über einen ganzen Absatz verlaufende (!) Periode S. 63, der ihre Verständlichkeit erst abgerungen werden muß. Zuletzt ein wieder von Roman Rocek verfaßter Essay, „Vergeistigter Realismus: Imma von Bodmershof“ (S. 72-76), ein fesselnder monographischer Versuch, leider auf jeglichen Quellennachweis verzichtend und den Arbeitstitel wohl nur zur Inspiration benützend. Der verdienstvolle Band wird mit einer Liste der Literaturpreisträger des Landes Niederösterreich (S. 77) sowie Kurzbiographien der Autoren (S. 79) abgeschlossen.

Ralph Andraschek-Holzer

Benedikt Wagner, Stift Seitenstetten und seine Kunstschatze. Bildokumentation: Herbert Fasching (St. Pölten-Wien: NÖ. Pressehaus 1988) 136 Seiten, 64 Farb- und Schwarz-weiß-Abbildungen, Ganzleinen, 460 Schilling.

Anläßlich der Niederösterreichischen Landesausstellung „Kunst und Mönchtum an der Wiege Österreichs“ im Benediktinerstift Seitenstetten kam ein stattliches Buch heraus, das sich eingehend mit der Bau- und Kunstgeschichte dieses Klosters und mit seinen Schätzen der Bildenden Kunst befaßt. Das Buch beginnt mit einem kurzen Abriss der Stiftgeschichte, die bis in die Jahre 1109-1116 zurückreicht, und bietet zugleich einen Überblick über die Siedlungsgeschichte dieser Gegend, die ja auch die „Wiege Österreichs“ genannt wird. Breiter Raum wird der Bautätigkeit des Klosters gewidmet, die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ihre erste Blütezeit erlebte. Aus dieser Zeit stammt noch die sogenannte „Ritterkapelle“, die außen typisch romanische Formen aufweist. Bereits im 17. Jahrhundert wurde das frühgotische Kirchengewölbe barock umgestaltet, aber erst im 18. Jahrhundert erfolgte der barocke Um- und Ausbau der Kirche und der Stiftsgebäude, wobei die berühmtesten Baumeister und Maler ihrer Zeit, wie Josef Munggenast, Daniel Gran, Bartolomeo Altomonte und Paul Troger, um nur einige zu nennen, mitwirkten. Kunstsinnige Äbte erwarben Gemälde von den bedeutendsten Malern seit dem ausgehenden Mittelalter. Allein vom Kremser Schmidt befinden sich 70 Gemälde in den Stiftssammlungen. Aus dem 18. Jahrhundert stammt auch der großzügig ausgebaute Stiftsmeierhof mit seiner Getreidehalle und dem geräumigen Obstmostkeller. Der zweite Teil des Werkes beschreibt die heutigen Sehenswürdigkeiten des Stiftes, wobei auch die Spezialliteratur gründlich verarbeitet wird. Bei aller wissenschaftlichen Gründlichkeit ist dieses Buch flüssig und

leicht verständlich geschrieben. Reiches Bildmaterial des Kunstfotografen Herbert Fasching begleitet und veranschaulicht den Text. Manches Kunstwerk, das das Stift heute noch aufbewahrt — viele mittelalterliche Kunstschätze wurden in der Notzeit nach dem Ersten Weltkrieg ins Ausland verkauft —, werden in diesem Werk zum erstenmal im Bild gezeigt. Es muß besonders hervorgehoben werden, daß die Reproduktionen der Kunstwerke ausgezeichnet gelungen sind. Bilder und Text bieten einen guten Überblick über die reichhaltigen Kunstsammlungen und gut restaurierten Schauräume samt ihren Wand- und Deckengemälden. Dieses Kunstbuch dient nicht nur als Vorbereitung zu einem Besuch des Stiftes, sondern ist auch eine bleibende Erinnerung, wenn man einmal dort gewesen ist.

Walter Pongratz

Helena Neuwirth (Hg.), **Heilig — Scheinheilig. Schutzpatrone Österreichs.** Essay und Bildtexte von Joachim F. Angerer, Aquarell-Collagen von Arnulf Neuwirth, (Kautzen: Radschin-Verlag 1988) 48 Seiten, 150 Schilling.

Zwei Waldviertler, deren jeder seinen Teil an dem Büchlein seiner Mutter gewidmet hat, haben zusammen ein schmales, aber in seinem Inhalt umso gewichtigeres Bändchen mit 48 Seiten zusammengetragen. 12 Aquarell-Collagen, deren eine den Umschlag ziert, zwölf Seiten Text dazu, und ein einführender Essay sind der Inhalt des Bandes, der auch ein wenig über die beiden Autoren und ihre Stellung verrät.

Angerer, Abt des Stiftes Geras, versucht etwas von der Stellung, der Bedeutung und dem Wert der Heiligen in der katholischen Kirche deutlich zu machen. Er bezeichnet sie „als Vertreter einer geheilten, einer erlösten Welt“, die in die „einzig heile Welt vorausgegangen“ sind. „Und dort sind sie Fürsprecher, wahre Schutzpatrone.“ Er versucht diese Form der Zuwendung zu erhöhten Personen, die nur wegen ihrer besonderen Verbundenheit mit Gott in diese Stellung gekommen sind, gegenüber „saecularen“ Formen der Vorbeugung gegen Unheil und Schaden abzugrenzen und in ihrem Wert zu begründen. Die kurzen Biographien von Leopold von Babenberg, Abt Rupert von Salzburg, Bischof Martin von Tours, Florianus, dem Einsiedler Gallus, Christophorus, dem Pilger Koloman, der Dienstmagd Notburga, dem Benediktinerabt Berthold von Garsten, dem Erzdiakon und Erzmärtyrer Stephanus, Severin von Noricum und der erst 1938 heilig gesprochenen Gräfin Hemma von Friesach-Zeltschach sollen diese allgemeinen Feststellungen untermauern und beweisen. Ob das freilich in dieser Form gelungen ist, muß für den Rezensenten offen bleiben.

Die Bilder von Arnulf Neuwirth sagen nicht selten erheblich mehr aus, als auf knappem Raum in Worten dargestellt werden konnte. Unter ihnen finden sich etliche Juwelen, bei denen man nur bedauert, daß die Reproduktion etwas zu kleinformatig ausgefallen ist, wie bei den Bildern von Rupert, Stephanus oder der Gräfin Hemma.

Eine Rezension dieses Bändchens kann und will nicht in die theologische oder historische Diskussion um die Heiligen insgesamt oder die hier Genannten im besonderen eintreten. Gleichwohl soll doch auf die Schwierigkeit des Versuches hingewiesen werden, Personen in ihrer heutigen Vorbildfunktion darzustellen, von denen oft nur ein hagiographischer Bericht überliefert ist, der seinerzeitige Vorbildfunktionen herausstellt. Insgesamt handelt es sich um ein hübsches Bändchen, das nicht nur als Geschenk geeignet ist, sondern doch auf — und zwar nicht zuletzt im Blick auf die Patrozinien der katholischen Kirchen — wichtige Aspekte des Glaubens, der Frömmigkeit und der Geschichte aufmerksam macht.

Gustav Reingrabner

Hermann Gail, **Waldviertel.** Erinnerungen und Skizzen (Wien: David-Press 1987) 64 Seiten, 1 Holzschnitt, 12 Zeichnungen, 290 Schilling.

Ein bunter Hahn (übrigens ein Original-Holzschnitt!) steht als Symbol am Einband vor Hermann Gails in freien Rhythmen gehaltenen Gedichten: So wie dem Hahn, der in heutigen Legebatterien überflüssig geworden ist, setzt Gail auch anderen, die sich scheinbar selbst überlebt haben, ein Denkmal: den Krähen, den Wetterhähnen, den Kleinhäuslern. Dem Waldviertel. Er tut es aber unpathe-

tisch, ohne jede Sentimentalität, sondern mit einer Klarheit, die manchmal fast hart anmutet. Bekannte Bilder aus der bäuerlichen Vergangenheit wechseln jäh mit schrillen Metaphern, die die Idylle zerstören.

Man ist versucht, das Buch mit dem Waldviertel selber zu vergleichen: Das Alte steht oft im harten Gegensatz zum Neuen, das Liebliche ganz nah neben dem Rauhen, das Wohlbehagen ganz nah neben dem Grauen. Und mittendrin stößt man manchmal auf ein Stückchen Natur (wie zum Beispiel in dem Gedicht über die Königskerze), das einen fast vergessen ließe, daß sie auch hier keineswegs mehr im Gleichgewicht mit sich selbst ist. Hermann Gail vergißt das allerdings nie.

Das Buch ist überdies eine bibliophile Kostbarkeit: Handgesetzt und zur Gänze auf einer Handpresse auf schönem, gelblichem Papier gedruckt, im Ganzleinenband unter dem Holzschnitt-Umschlag ist es auch ein Buch zum Fühlen, nicht nur zum Lesen und Schauen. Es ist im Buchhandel nicht erhältlich, es gibt eine einmalige Ausgabe von 150 handnummerierten Exemplaren, die beim Autor (und Verleger) selbst zu beziehen sind: David-Press, Fuchsthallergasse 15/3, 1090 Wien, Tel. 0222/3499 152. (Siehe auch *Gedicht S. 271.*)

Ulrike Kerschbaum

Friedrich Polleroß (Hg.), 1938. **Davor — Danach. Beiträge zur Zeitgeschichte des Waldviertels** (=Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes. Band 30, Krems an der Donau 1988) 384 Seiten, 170 Abbildungen, 180 Schilling.

Das Gedenken an die Aus- und Umsiedlung der Bewohner der Ortschaften um Döllersheim, die Errichtung des Truppenübungsplatzes unter nationalsozialistischer Herrschaft und das Scheitern von Wiedergutmachung und Wiederbesiedlung nach 1945 waren Anlässe für eine Reihe von Veranstaltungen und Aufsätzen in der Tagespresse.¹⁾ Eine dieser Veranstaltungen fand in Neupölla statt und sollte über die Geschichte des Truppenübungsplatzes hinaus eine erste Zusammenstellung der Waldviertler Regionalgeschichte bringen: Friedrich Polleroß, unbestreitbar einer der besten Kenner der Waldviertler Regionalgeschichte, gestaltete zu dieser Thematik eine wohl sehenswerte Ausstellung, wobei er versuchte, die Aussiedlung der Bewohner des „Döllersheimer Ländchens“ in den Gesamtverlauf der Waldviertler Geschichte seit 1914 zu stellen. Das hier zu besprechende Begleitbuch zur Ausstellung setzt sich aus wissenschaftlichen Aufsätzen (S. 11-98), Erinnerungen von Betroffenen (S. 99-178), einem (zu) ausführlichen Katalogteil (S. 179-331) und Bilddokumenten (S. 331-372) zusammen.

Die wissenschaftlichen Aufsätze erhalten ihren Zusammenhang (abgesehen vom Ort des Geschehens: „Waldviertel“) durch die Chronologie der behandelten Zeitabschnitte: Oliver Rathkolb („Politische Entwicklung des Waldviertels von 1918 bis 1938. Eine Forschungsskizze“) behandelt die Erste Republik, Reinhard Jöhler („Politisches Brauchtum vor und nach 1938“) und Thomas Winkelbauer („Widerstand im Waldviertel 1938 bis 1945“) Austrofaschismus und NS-Herrschaft 1938 bis 1945, Hanns Haas („Alte Heimat Ottenstein — Truppenübungsplatz und Kampfkraftwerke“) und Wolfgang Brandstetter („Rechtsprobleme des Truppenübungsplatzes Allentsteig“) die Zeit 1945 bis 1960.

Oliver Rathkolbs Forschungsskizze über die politische Entwicklung des Waldviertels hält sich im traditionell-deskriptiven Rahmen politikgeschichtlicher Darstellung. Durch das Fehlen grundlegender zeitgeschichtlicher Darstellungen und Analysen betritt er weitgehend Forschungsneuland. Dadurch erscheint auch die Anwendung eines regional-vergleichenden Forschungsansatzes erschwert (zumal es zwar über einzelne Regionen, Bezirke und Städte, nicht aber über die anderen „Viertel“ Niederösterreichs ernstzunehmende neuere Darstellungen gibt). Somit kann vorliegende Skizze auch

¹⁾ An längeren Zeitungsaufsätzen vgl. etwa: Michael Frank, Die Legenden eines geschlagenen Landes. Allentsteig im Waldviertel: Wo Österreich in Agonie liegt. In: Süddeutsche Zeitung vom 30./31. Juli 1988. S. 3; Hubert Margl, Dörfer ohne Schatten. Vor fünfzig Jahren ließ Hitler den Truppenübungsplatz Allentsteig anlegen. In: Die Presse vom 18./19. Juni 1988. Beilage S. III; Fritz Brezina/Thomas M. Fiedler, Dörfer ohne Schatten. Was Heimat war, ist Sperrgebiet. In: AZ vom 22. Februar 1988. S. 12/13 und 23. Februar 1988. S. 16/17.

nur ein erster Versuch einer Zusammenstellung der Waldviertler Zeitgeschichte sein, der lückenhaft bleiben mußte. Gerade deshalb erscheint es aber wichtig, hier ergänzend einige jener Probleme anzureißen, die in Rathkolbs Beitrag, welcher sich überwiegend nur auf den nordwestlichen Teil um Gmünd und Litschau beschränkt, zu wenig thematisiert werden: Scheinbar selbstverständlich wird über das „Waldviertel“ als gleichsam historische Einheit geforscht und geschrieben, die Frage nach der Identität, nach dem Selbstverständnis der Waldviertler, sich eben als „Waldviertler“ zu fühlen, wird nicht gestellt. Ebenso ist unklar, welchen geographisch-politischen Raum nun dieses „Waldviertel“ umschließt. Ein Beispiel: Robert Kurij nennt sein (1987 vom Waldviertler Heimatbund herausgegebenes) Buch zwar „Nationalsozialismus und Widerstand im Waldviertel“, grenzt aber den Bezirk Krems sowie den früheren Gerichtsbezirk Pöggstall aus seiner Untersuchung aus. Was ist und heißt nun „Waldviertel“? Wodurch unterscheidet es sich als Forschungskonstrukt vom „Wein-, Most- und Industrieviertel“? Wie stellt sich die Binnenstruktur dieses Gebietes dar? Welche regionalen und lokalen (Sub-) Kulturen bildeten sich im Laufe des 19. Jahrhunderts und waren bestimmend für die wirtschaftliche, soziale, kulturelle und politische Entwicklung?²⁾ Wie bildeten und entwickelten sich die regionalen/lokalen Milieus, die Schicht- und Klassenstrukturen und die entsprechenden Bewußtseinsformen? Konkret: Ist zwischen den regionalen Kulturen etwa von Gmünd — Litschau, Raabs — Waidhofen, Allensteig — Zwettl, Pöggstall — Ottenschlag, Gföhl — Langenlois — Krems (um wahllos einige Zentren in Zusammenhang zu bringen) zu unterscheiden? Erst darauf aufbauend kann eine Betrachtung der „politischen Regional-/Lokalkultur“³⁾ für die Menschen in den Regionen selbst und auch für die Forschung brauchbare und vergleichbare Ergebnisse bringen.

Nun zu einigen auffallenden politischen „Besonderheiten“ des Waldviertels (im Vergleich zu den anderen „Vierteln“ Niederösterreichs): Mit Recht weist Rathkolb auf den starken Anteil deutschnationaler Wähler im Waldviertel hin. In der Tat war der (völkische) Deutschnationalismus bestimmendes politisches Element in dieser Region. Detaillierte Wahl- und Wählerstromanalysen stehen für die Zeit der Ersten Republik noch aus. Festzuhalten ist jedenfalls, daß die deutschnationalen Parteien in Niederösterreich ihre Basis zum großen Teil im Waldviertel fanden.⁴⁾ Dieser Wählerstock war es auch, welcher der NSDAP bei der Landtagswahl 1932 den Gewinn von zwei Grundmandaten in den Wahlkreisen des Waldviertels sicherte.⁵⁾ Es waren aber offenbar nicht die Bauern, sondern die intellek-

²⁾ Vgl. die sehr anspruchsvolle, theoretisch ausführlich fundierte, zukunftsweisende Arbeit von Andrea Komlosy, *Zur Peripherisierung einer Region. Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Oberen Waldviertels im 18. und 19. Jahrhundert* (Geisteswiss. Diss., Wien 1984). (Die Arbeit soll demnächst im Verlag für Gesellschaftskritik in Druck erscheinen.)

³⁾ Es wäre in diesem Zusammenhang einmal wichtig, die (kaum bekannten) im Österreichischen Institut für Zeitgeschichte (Wien) deponierten Materialien (Befragungsprotokolle) des „Ottenschlag“-Projekts auszuwerten (und zu ergänzen). Obwohl es hier, wie in einer anderen Arbeit von Rathkolb (Oliver Rathkolb, *Kriegsende im nördlichsten Waldviertel*. In: *Zeitgeschichte* 12/1985, S. 258-165) um das „Kriegsende 1945“ ging, geben die Unterlagen doch ein informatives Bild über die lokale Situation vor 1945. Vgl. Willfried Aichinger/Hans Michael Roithner, *Kriegsende 1945 im Waldviertel*. In: *Österreichische Militärische Zeitschrift* 13 (1975) S. 282-290.

⁴⁾ Einen ersten wichtigen Versuch einer lokalen Wahlanalyse für das Waldviertel machte Erich Rabl für Horn: Erich Rabl, *Deutschnationale Wahlsiege in Horn*. In: *Hornener Kalender* III (1982) S. 27-42; vgl. auch Thomas Winkelbauer, *Anpassung und Widerstand. Materialien zur Geschichte der Arbeiterschaft und der illegalen Arbeiterbewegung des Waldviertels 1938 bis 1945*. In: *Kamptal-Studien* 2 (1981) S. 176-216 (W. gibt einige knappe Anmerkungen zur Wirtschafts- und Sozialstruktur des Waldviertels, die Wiedergabe der Wahlergebnisse (Tab. 2: S. 185) ist allerdings irreführend); die Wahlergebnisse für die Wahlen der Ersten Republik aufgeschlüsselt nach „Vierteln“ in: Leopold Kammerhofer, *Niederösterreich zwischen den Kriegen 1918-1938* (Baden 1987).

⁵⁾ Zur Tabelle auf S. 18 und zum Text auf S. 19 oben („Seit 1919 befand sich die Christlichsoziale Partei im steten Aufschwung, der bei den Landtagswahlen vom April 1927 seinen Höhepunkt mit 65 % der gültigen Stimmen im Viertel ober dem Manhartsberg erreichte.“) ist erstens anzumerken, daß die Christlichsoziale Partei bei diesem Wahlgang, der gemeinsam mit den Nationalratswahlen am 24. April 1927 stattfand, zusammen mit der Großdeutschen Volkspartei und auch mit der sogenannten „Schulzgruppe“ der NSDAP als „Einheitsliste“ kandidierte. Dies heißt, daß in den 65 % des Wähleranteils der „Einheitsliste“ im Waldviertel ein Teil der großdeutschen Wähler (wahrscheinlich ca. 10 % der gültigen Stimmen) inkludiert waren. Somit verloren die

tuellen und gewerblichen Mittelschichten, sowie Teile des von der SDAP nicht gebundenen Landproletariats, welche sich mit Beginn der dreißiger Jahre der NSDAP zuwandten. Die zwar für einen land- und forstwirtschaftlich dominierten Raum sehr erfolgreiche, aber nicht flächendeckende, sowie kulturell nur partiell wirksame, SDAP-Agitation von Laurenz Genner⁶⁾ in der „Wild“ konnte den deutschen Faschismus zwar schwächen, aber nicht verhindern.

Zu analysieren wäre auch die regionale Verbreitung und politische Rolle der NSDAP im Waldviertel.⁷⁾ So etwa wies Polleroß in seinem (leider noch immer nicht überarbeitet neu aufgelegten) Antisemitismus-Buch die Existenz einer DNSAP-Gruppe in Gmünd 1919 nach.⁸⁾ In der Tat lag in Niederösterreich das Hauptverbreitungsgebiet der Nationalsozialisten bis 1923 im Oberen Waldviertel. Wahrscheinlich erst ab 1925/26 gewann Krems als „Vorort“ des Waldviertels in der deutschfaschistischen Partei an Bedeutung. Es war in Niederösterreich der „Kreis Waldviertel“, der sich 1926 der Führung Hitlers unterstellte und damit die Spaltung der österreichischen NSDAP mitprovozierte. Waldviertler Funktionäre dominierten denn auch ab 1926 nicht nur die Gauleitung Niederösterreichs, sondern 1936-1938 auch die gesamtösterreichische NS-Landesleitung. Das heißt: Die Politik der NSDAP Österreichs wurde zu einem nicht geringen Teil von Funktionären gestaltet, die ihre Parteibasis im Waldviertel hatten. Unterstützt wurden diese auch von jenen nationalen Proponenten des Heimatschutzes, dessen Führer Dr. Herbert Faber das wohl wichtigste Meinungsbildungsorgan im Waldviertel, die „Niederösterreichische Landzeitung“, verlegte.

Differenziert ist auch der von Rathkolb genannte (und von Polleroß auch in der Ausstellung thematisierte) Bereich der Formen politischer Konfliktlösung zu sehen. In der „Geographie der politischen Zusammenstöße in Österreich (1919 bis März 1933)“ von Gerhard Botz⁹⁾ scheint das Waldviertel im Vergleich zu anderen Gebieten Niederösterreichs, Steiermarks und Oberösterreichs als konfliktarme Region auf. Zwar gab es in der genannten Zeit im Waldviertel keine Toten politischer Gewalt, sogenannte „Wirtshausraufereien“ und Auseinandersetzungen mit politischem Hintergrund in Versammlungen waren dennoch an der Tagesordnung (ein Vergleich, der diese „kleinen“ Zusammenstöße berücksichtigt, fehlt allerdings). Rathkolb schließt seine Forschungsskizze mit einigen Bemerkungen zu Gmünd im Jahr 1938.

Die „massive Beanspruchung der Volkskultur zur Legitimierung und Durchsetzung ihrer politischen Herrschaftsansprüche“ verdeutlicht Reinhard Jöhler, der die Feier- und Festkultur unter dem österreichischen und deutschen Faschismus untersucht. Der Unterschied lag, so könnte man es vielleicht vereinfachend zusammenfassen, in der Entkonfessionalisierung und Säkularisierung des Brauchtums im Nationalsozialismus. Der Beitrag des jungen Volkskundlers behandelt einleitend jene Erwartungshaltungen der Waldviertler, die sich besonders daraus ergaben, daß Hitlers Eltern aus dem Waldviertel stammten. Diese Erwartungen, Mittelpunkt des „Dritten Reiches“ zu werden, am wirtschaftlichen, kulturellen und sozialen „Aufschwung“ zu partizipieren, wurden allerdings sehr bald tief enttäuscht. Anstatt regionaler Förderung im Rahmen der rüstungsbedingten „Modernisierung“ bekam das Waldviertel genau das, was übrigblieb und keine andere Region wollte: den Schießplatz.

Christlichsozialen bei den Nationalratswahlen 1930 keine 14 % (wie im Aufsatz fälschlich angenommen), sondern ca. 4 bis 5 %. Zweitens blieb hier unerwähnt, daß bereits 1927 die NSDAP (Hitlerbewegung), welche als „Völkisch-sozialer Block“ in Niederösterreich nur im Wald- und Weinviertel kandidierte, hier bereits 3598 Stimmen (von 4875) erreichte. Eine Wähleranzahl, die sich 1930 nahezu vervierfachen und bis 1932 versiebenfachen sollte.

⁶⁾ Viele Informationen über das „politische Klima“ in einem „Kernbereich“ des Waldviertels bietet: Michael Genner, Mein Vater Laurenz Genner. Ein Sozialist im Dorf (Wien 1979).

⁷⁾ Vom Verfasser ist eine kurze Studie über die Waldviertler NSDAP in Vorbereitung.

⁸⁾ Friedrich B. Polleroß, 100 Jahre Antisemitismus im Waldviertel (=Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes. Band 25, Krems 1983). Der Verfasser ist Herrn Dr. Polleroß für die Überlassung eines der Restexemplare seines seit langem vergriffenen, aber sehr wichtigen, Buches zu großem Dank verpflichtet.

⁹⁾ Vielleicht könnten hier die Gendarmeriechroniken und BH-Eingangsbücher eine mit anderen Regionen vergleichbare Basis in der Feststellung „politischer Gewalt“ schaffen. Vgl. Gerhard Botz, Gewalt in der Politik. Attentate, Zusammenstöße, Putschversuche, Unruhen in Österreich 1918-1938 (München 2. erg. Aufl. 1983) S. 333.

Johlers Darstellung, die überwiegend mit Quellenbelegen aus dem Jahr 1938 gearbeitet ist, kann nicht den Anspruch erheben, nur diese Region darzustellen. Zwar war die erste Begeisterung für den Nationalsozialismus im Waldviertel sicher eine andere als etwa im südwestlichen Niederösterreich, doch die Instrumentalisierung des Brauchtums für die Etablierung und Aufrechterhaltung des NS-Herrschaft war in allen anderen Regionen des „Ahnengaus des Führers“, wie sich Niederösterreich, resp. Niederdonau, ab dem 13. März 1938 nannte, ähnlich. Die Inszenierung von „faschistischer Öffentlichkeit“ wurde von den örtlichen „Parteigenossen“ und ihren Helfershelfern nicht nur in Niederösterreich mit Begeisterung durchgeführt.¹⁰⁾ Feste und Feiern hatten im Nationalsozialismus auch die Funktion der Erhaltung der sogenannten „Volksgemeinschaft“. Nahm man an den diversen Festen nicht teil, begab man sich außerhalb der verordneten „Gemeinschaft“, was von der örtlichen NSDAP registriert wurde und fatale Folgen haben konnte; zumal dies dann meist nicht die einzige politische „Unmutsäußerung“ darstellte.

Der frühere christlichsoziale Gemeinderat Julius Scheidl aus Germanns und Isidor Wozniczak, vor 1934 Leiter der Arbeitsgemeinschaft der sozialdemokratischen Lokalorganisation Gars-Thunau und Gemeinderat in Kamegg, waren solche, die aus ihrer Gesinnung kein Hehl machten. Beide mußten dafür mit dem Leben bezahlen. Ihr Kampf gegen das NS-Regime, den Thomas Winkelbauer erzählt, zeigt, daß es auch (wenn auch leider allzu selten) Zivilcourage gab. Er zeigt im Verhalten der politisch sicherlich konträren Menschen mannigfaltige Parallelen. Etwa im Verhalten Juden gegenüber: Scheidl war mit dem Hinweis „An Juden jag i net aus“ nicht bereit, sich an Arisierungen zu beteiligen, Wozniczak wiederum ignorierte in seiner Waldpension das von der Gemeinde Gars erlassene Urlaubsverbot für Juden, bis er eine schriftliche Aufforderung bekam. Das Verhalten beider war regimegefährdend: Sie waren „Gemeinschaftsfremde“, und dies wurde ihnen von Partei und Staat immer aufs neue bewiesen. Doch sie gaben nicht auf: Nach mehrmaligen Verhaftungen wegen aller möglicher „Delikte“, die der NS-Staat für solche Gegner zu vergeben hatte, wurden sie 1945 ermordet: Scheidl in Mauthausen, Wozniczak in seiner Heimat von seinen „Landsleuten“ — eine Woche vor Kriegsende. Der stellvertretende Kreisleiter von Horn, Alfred Schlag, hatte Franz Wischinka, Leiter eines aus Wien angekommenen Volkssturmkommandos, mit Wissen und Unterstützung des Horner Landrates Dr. Streb, die Weisung erteilt, Isidor Wozniczak zu erschießen. Beim Volksgerichtsprozeß gegen Alfred Schlag im Juni 1949 wurde aber „das Mordfaktum ausgeschlossen“, d. h. das Gericht konnte (infolge widersprechender Zeugenaussagen) nicht klären, ob Schlag tatsächlich den Mordbefehl gegeben hatte: Einer von Wozniczaks Mördern, der Volkssturmmann Cerny, behauptete nämlich, den Erschießungsbefehl vom Horner Landrat bekommen zu haben. Er entlastete damit den Kreisleiter zu Lasten eines Toten, da Dr. Streb Selbstmord verübt hatte.¹¹⁾ Alfred Schlag kam deshalb fast mit einem Freispruch davon: Er wurde „wegen Hochverrats und nationalsozialistischer Betätigung nach §§ 10 und 11 V. G. zu dreieinhalb Jahren schweren verschärften Kerkers und Vermögensverfall“ verurteilt.¹²⁾ Es war dies eines von jenen zahlreichen bereits 1947 einsetzenden Urteilen, in welchen es nicht mehr um die objektive Feststellung von Schuld, sondern um ein möglichst schnelles Ende jedweder Entnazifizierung ging.¹³⁾

Die Entsiedelung des Döllersheimer Gebietes für den Bau des Truppenübungsplatzes gab der Region insgesamt wahrscheinlich jenen zu vielen anderen Faktoren hinzukommenden Todesstoß, welche das Waldviertel zu einem „Problemgebiet“ für die moderne Industriegesellschaft werden lie-

¹⁰⁾ Vgl. zu den Ausführungen Johlers die auf Salzburg beschränkte Arbeit von Gert Kerschbaumer, *Faszination Drittes Reich. Kunst und Alltag der Kulturmetropole Salzburg* (Salzburg 1988).

¹¹⁾ Nach all dem, was bisher über die letzten Kriegsmonate und -wochen bekannt ist, scheint es sehr unwahrscheinlich, daß der Landrat allein den Befehl zum Mord an Wozniczak gegeben hat. Anzunehmen ist, daß es doch der Kreisleiter war, der auf eine „Entfernung“ des Häftlings gedrängt hat. Die Landräte waren zu diesem Zeitpunkt meist Erfüllungsgehilfen der Parteiinstanzen, die sich jederzeit bei Gauleiter Jury rückversichern konnten.

¹²⁾ Wiener Zeitung vom 25. Juni 1949 und 26. Juni 1949.

¹³⁾ Allgemein vgl. zu der Problematik den Sammelband von Sebastian Meißl u. a. (Hg.), *Verdrängte Schuld, verfluchte Sühne. Entnazifizierung in Österreich 1945-1955* (Wien 1986).

ben.¹⁴⁾ Der Bau der Kampftalkraftwerke, gepriesen als Motor für den Wirtschaftsaufschwung, verstärkte dies zusätzlich. So muß Hanns Haas als Abschluß seiner Überlegungen zur Errichtung der Kampftalkraftwerke in der „alten Heimat Ottenstein“ mit bitterer Ironie feststellen, daß die „souveräne Zweite Republik“ dort „klare Verhältnisse“ schuf, „wo selbst Krieg und Besatzungszeit Überlebenschancen und Hoffnungen auf Heimat ermöglichten“.

Wie sich das Österreich nach 1945 mit allerlei juristischen Spitzfindigkeiten aus der Verantwortung gegenüber seinen ausgesiedelten Bürgern schlich, wie der „Rechtsstaat“, aus angeblich übergeordneten Interessen, mit dem Grundsatz des unverletzlichen Eigentums umging, veranschaulicht Wolfgang Brandstetter. Seine, in Stil und Ausdruck wohl streckenweise zu fachwissenschaftliche, mit juristischen Termini und überlangen Zitaten aus Gesetzen gespickte (und deshalb schwer lesbare), aber nichtsdestoweniger ausgezeichnete Studie über die Übernahme des Truppenübungsplatzes durch die Zweite Republik „im öffentlichen Interesse“ und die damit begangene Fortschreibung nationalsozialistischen Unrechts, ist eine nicht nur berechtigte, sondern notwendige Anklage gegen die Republik, deren Repräsentanten bis heute nichts daraus gelernt haben.

„Querulanten“ waren sie und sind sie — die, welche nicht aussiedeln wollten (wie Julius Scheidl aus Germanns) und die, welche gar wieder zurück wollen (wie August Pöhn): Damals, unter NS-Herrschaft, verfolgte man sie, heute hat man nur ein mitleidiges Lächeln für sie übrig. So wie jener Hofrat G. reagierte, als es August Pöhn einmal wagte, sich als „ausgesiedelter Döllersheimer, der zurück will“ vorzustellen. Die Begebenheit (die in Relation zu den offiziellen „Gedenkfeiern“ dieses Jahres gesehen werden muß) stammt aus einem jener fünf Beiträge, die der Herausgeber gleichsam als Dokumente, leider unkommentiert, in den Mittelteil seines Buches gestellt hat. Franz Fu x berichtet über Gföhl im Jahr 1938. Interessante Details erfährt man hier: So etwa hatten die einmal wöchentlich zum Appell zusammen tretenden Amtswalter der Vaterländischen Front eine solche Angst vor Überfällen (der „illegalen“ Nationalsozialisten?), daß sie sich mit biegsamen Stöcken ausrüsteten. Weiters ist auch bemerkenswert, daß der Gföhler Bürgermeister Karl Kippes von 1927 bis 1945 durchgehend im Amt blieb. Der wohl unter NS-Herrschaft einmalige (?) Fall eines (noch) demokratisch gewählten Bürgermeisters. Zu registrieren ist auch der Hinweis auf die NS-Illegalität der Förster der (1938 arisierten) Gutmannschen Forstverwaltung. Voll Tragik sind die Kindheitserinnerungen von Leopold Topf aus Döllersheim. Vor den Augen der Leser entstehen Bilder aus dem Alltag im Waldviertel Ende der dreißiger Jahre. Vom alltäglichen Antisemitismus (der freilich nicht nur auf das Waldviertel beschränkt war und ist) gibt etwa Leopold Topf Zeugnis: Er berichtet von einem Buben, der neu in seine Klasse kam, aber von allen gemieden wurde: „Man sagte, er stinke. Es dürfte ein Judenkind gewesen sein . . .“ Seine Erinnerung an den „Anschluß“: „Für uns war nur wichtig, daß wir nicht mehr täglich zweimal das Vaterunser beten mußten und statt dessen mit erhobener Hand ‚Heil Hitler‘ zu sagen hatten“, und an die Aussiedlung: „Zwei Säcke Heimerde haben wir mitgenommen. Es war eine feine, schwarze Erde. In der neuen Heimat war die Erde lehmig.“

Josef Zimmerl, katholischer Priester, berichtet in einem ausführlichen Beitrag über sein Leben zwischen 1933 bis 1947. Aus dem Bericht wird jene Einstellung sichtbar, die wohl Kennzeichen der Wehrmachts- (und Wiederaufbau-)generation war und ist: Die heute auf Grund von Tagebucheinträgen verfaßten Erinnerungen veranschaulichen, daß es in der Zweiten Republik nicht gelungen ist, ein kritisches Bewußtsein gegenüber der eigenen Vergangenheit zu schaffen. Antifaschismus muß unter anderem (was sehr gerne vergessen wird) auch mit Antimilitarismus verbunden werden. Doch dies wollte man nach 1945/55 nicht (siehe TÜPL), und heute erst recht nicht! So sehr den Leser die Original-Tagebuch-Einträgen interessiert hätten (und nicht die hier präzentierte nachträgliche Bearbeitung durch den Autor), so sehr stellt sich der Beitrag Zimmerls als ein Dokument für jene „unbewältigte“, „unaufgearbeitete“ Vergangenheit (wie der Herausgeber des Bandes selbst kritisch gegenüber dem Beitrag bemerkte) dar. Informativ (und ein einzigartiges Dokument) dagegen ist der

¹⁴⁾ Vgl. die kritischen Bemerkungen von Andrea Komlosy, Ursachen des Versagens regionalpolitischer Steuerung. Am Beispiel des Oberen Waldviertels. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 12 (1987) S. 61-80.

Bericht von François Ellenberger und Marc Fischer über das Geologiestudium im Kriegsgefangenenlager Edelbach 1940 bis 1945.

Der dritte, und leider ausführlichste, Teil des Buches besteht aus der Beschreibung der Exponate der Ausstellung in Neupölla.¹⁵⁾ Sicherlich ist das in die Schriftenreihe des „Waldviertler Heimatbundes“ aufgenommene Buch nur eine erste Zusammenstellung, dennoch verdient — trotz aller Kritik — der Herausgeber für sein Bemühen Dank. Dem Buch ist nicht nur im Waldviertel weite Verbreitung und ausführliche Diskussion zu wünschen.

Klaus-Dieter Mulley

Margot Schindler, Wegmüssen. Die Entsiedlung des Raumes Döllersheim (Niederösterreich) 1938-1942. Volkskundliche Aspekte. Begleitveröffentlichung zur Sonderausstellung im Schloßmuseum Gobelsburg v. M. Schindler mit einem Beitrag über Waldviertler Flur-, Siedlungs- und Hausformen v. Ernst Pleßl und einer Beschreibung Waldviertler Hochzeitsbräuche v. Adolfine Misar (=Veröffentlichungen des Österreichischen Museums für Volkskunde. Bd. XXIII, Wien 1988) 384 Seiten, 261 Abb., davon 14 Ktn. u. 10 Zeichnungen, Kart., 300 Schilling

Dem Österreichischen Museum für Volkskunde in Wien und der dort tätigen, dem Waldviertel verbundenen Dr. M. Schindler kann man es als hohes Verdienst anrechnen, sich dieses eher ungewöhnlichen Themas so engagiert angenommen zu haben, einer zweifelsohne interessanten Thematik, die einerseits aktuell durch ein zeithistorisches Geschehen vor 50 Jahren manifest ist und andererseits die Eingebundenheit volkskundlich relevanter Erscheinungen in die Geschichte des Faches Volkskunde ausweist. Anlässlich der plötzlich im Sommer 1938 verfügten Aussiedlung des „Döllersheimer Ländchens“ hat unter anderem eine „Volkskundliche Arbeitsgemeinschaft“ die Region 1938 und in den Folgejahren, so gut es eben damals ging, zu dokumentieren versucht, und dabei immerhin zahlreiche Fakten erheben können, die fachlich erst zum Teil bekannt waren. Andererseits konnte das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien damals Objekte aus dieser Region einsammeln, die nun in der Gobelsburger Ausstellung 1988 gezeigt wurden. Aber bekanntlich besitzen auch noch andere Fachinstitute aus dieser Zeit Objekte und Unterlagen.

M. Schindler hat sich in der Publikation „Wegmüssen“ der volkskundlichen Beschreibung der einprägsamen Landschaft des späteren Truppenübungsplatzes, wenn man so sagen will, ganzheitlich genähert, indem sie, angefangen von der Topographie (Naturraum . . .) bis zur seit langem bekannten Thematik „Problemregion Waldviertel“ ausgreift. Dabei geht die Autorin von der volkskundlichen Forschungsgeschichte aus, befaßt sich mit ihren Schwerpunkten, sowohl des Waldviertels im allgemeinen, im speziellen jedoch der Region des späteren Truppenübungsgeländes, als auch aus der Sicht des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien, wobei sie zwei im Titel des Buches ausgewiesene eigenständige Beiträge von Ernst Pleßl und Adolfine Misar aufnimmt. Schindlers meines Erachtens wichtigste Leistung ist es, den bisher aus der Literatur bekannten Tatsachen eigens nachzuforschen und diese exakt zu überprüfen, indem sie bei den damals Vertriebenen, später andernorts sesshaft Gemachten, umfassende Nachbefragungen durchführt und diese den bisherigen, in der Literatur festgehaltenen Kenntnissen gegenüberstellt bzw. diese damit ergänzt, so zum Beispiel um das Kapitel über die Festkultur in der NS-Zeit. Im Kapitel vier (Vom Leben auf dem Dorf) wird dies exemplarisch vorgezeigt, auch die wichtige Bemerkung Schindlers über romantisierende Sichtweisen der älteren Volkskunde-Literatur besteht völlig zu Recht (s. S. 162).

Die Kapitel fünf bis neun enthalten die politische Geschichte des Waldviertels seit dem 19. Jahrhundert, infolgedessen die Schicksale der Bewohner, ihre Vertreibung, aber auch ihren Widerstand, dann ihre erzwungene Neuansiedlung andernorts sowie die topographischen Veränderungen des späteren Truppenübungsplatzes bis hin zur Gegenwart, die chronologisch verfolgt werden können. Von

¹⁵⁾ Über die Organisation, Konzeption und Gestaltung „heimatkundlicher“ Ausstellungen bestehen zwischen Kollegen Polleroß und dem Rezensenten zum Teil so grundlegende Meinungsunterschiede, daß eine Besprechung des ausführlichen Katalogteiles hier unterbleibt.

Seite der Volkskunde höchst interessant finde ich die Aussagen ehemaliger Bewohner der „alten Heimat“, welche die Autorin besonders im letzten Teil ihrer Publikation ausführlich behandelt. Sie betreffen das persönliche Verhältnis zur angestammten Heimat, den Umgang mit der eigenen Vergangenheit sowie spezifische Formen der Tradition, wie Sprechen und Meinungen über die ehemalige Heimat. Vergleiche mit dem heute, verschiedene religiöse Ausdrucksformen des Erinnerns, gelegentliche Besuche von Gedenk- und Andachtsstätten, Betgänge, Kontakte der Aussiedler untereinander, die Rettung von Baudenkmalern im Entsiedlungsgebiet, schließlich auch Versuche zur Organisierung der Aussiedler usw. Dieses Kapitel „Aussiedlerkultur“ insgesamt erscheint mir als äußerst wichtiges Zeugnis, das vom inneren Fühlen und dem Bewältigen der eigenen Vergangenheit Mitteilung macht und zugleich volkskundliche Arbeitsweisen für befähigt zeigt, die zum Teil sehr individuelle Geschichte von Menschenschicksalen einer Region darzustellen. Das vorliegende Werk weist sich somit nicht nur als umfassende, darüber hinaus vorzüglich bebilderte Monographie der Vertriebenenvolkskunde aus, sondern sie muß auch als wichtige niederösterreichische landeskundliche Publikation, im speziellen eines Teiles des Waldviertels, bezeichnet werden. *Hermann Steininger*

Hanna Egger/Hella Pflanzler, Impressionen aus der Wachau (Innsbruck: Pinguin-Verlag 1988) 70 Seiten (darin eine Karte, drei Abbildungen, 47 Farbfotos), 298 Schilling.

Der Buchtitel ist mehr als eine gut gewählte Verlagsbezeichnung — er gibt exakt an, was den Leser erwartet. Der erfolgreichen Fotografin Hella Pflanzler ist es gelungen, Motive und Stimmungen aus der Wachau einzufangen, die selbst einen Kenner der Wachau beeindruckten müssen. Die Zusammenfassung der Fotos in vier Blöcke nach den Jahreszeiten vermittelt immer wieder überraschende Einsichten, die den Betrachter für die Wachau begeistern sollten.

Im einleitenden Essay (sieben Seiten deutsch, sieben Seiten englisch) gibt die Kunsthistorikerin Hanna Egger einen Überblick über die Kulturgeschichte der Wachau. Dem Charakter des Buches entsprechend ist der Essay, der einen Bogen von der Altsteinzeit bis zur Gegenwart spannt, knapp und pointiert ausgefallen. Der historisch interessierte Leser erfährt darin keine neuen Einsichten, außer der Tatsache, daß die Wachau kunsthistorisch im 19. Jahrhundert stehengeblieben ist — was jeder Besucher dieser Landschaft merken kann. Eine Anmerkung: Odoaker war Skire und nicht Heruler! (Da hätte die Autorin Franz Eppel nicht vertrauen sollen!)

Vielleicht fehlen manchem Leser die Probleme der Gegenwart in diesem Buch: Rückgang des Terrassenweinbaus, geplanter Kraftwerksbau, starke Verkehrsbelastung, ... In diesem Buch dominieren eben positive Impressionen. Ein Buch für Kenner und Liebhaber der Wachau, für Träumer und Ästheten, für Fotofreunde, die leichte „historische Begleitung“ schätzen — insgesamt ein ideales Geschenk. *Harald Hitz*

Ernst Kalt, Krems, einst und jetzt. Handel und Gewerbe (Krems: Selbstverlag 1987) 160 Seiten, 240 Schilling.

Einige Erfahrung hat Ernst Kalt, Diplomingenieur und Professor an der HTBL Krems, in dieses sein viertes Buch — will man „die Garnison Krems-Mautern“ dazurechnen — eingebracht; und gleichzeitig ein weiteres über das Kremser Baugewerbe angekündigt.

Die Lektüre mutet wie ein Spaziergang durch vergangene Jahrzehnte an, die Begegnung mit dem legendären Dietl-Naz, dem Kellner Benno Offenbartl, dem Mayr Bertl, dem Pöschl Franz; mit traditionellen Häusern und eingesessenen Namen wie der „Alten Post“, dem Gewerbevereinshaus, der Kremser Sparkasse, der Konditorei Wappner, der Buchhandlungen Schmidl und Böck, der Schlosserei Braun, dem Gasthaus Jell neben der Gozzoburg, dem Haus Saska, dem Handelshaus Hietzger oder der Werkstatt Zwicker. Ebenso vertreten sind die „Mühlen auf der Gänsweid“ wie die Gasthäuser der Innenstadt bis zur Wienerbrücke und darüber hinaus (16 waren es einmal, heute sind in vielen davon Geschäfte, Versicherungen, Putzereien): Brauhof, Café Fichtner, „Zum goldenen Hirschen“.

„Schwarze Kuchl“: Liebevoll nennt er die in letzter Zeit aus dem Boden geschossenen Beisel um den Pfarrplatz das „Bermuda-Dreieck“, in dem sich auch der Autor schon „aufgelöst“ haben mag.

Dem alten Kremser schwelgt das Herz in Erinnerung, wenn er den Band mit den vielen Fotos, die trotz ihres oft recht hohen Alters recht sauber wiedergegeben sind, durchblättert. Er erkennt das eine oder andere Kremser Original und sieht sich selbst...

Eine Delikatesse sind die verschwundenen Kostbarkeiten der Kleinarchitektur, die Zuckerhütten und Tabaktrafiken oder das Restaurant in der alten Schießstätte. Um manche kann man nur trauern, daß sie der Krieg oder eine „modern denkende Zeit“ zerstört haben, wie etwa den Bahnhofplatz mit der wunderschönen Blumenanlage. Wie hilf- und trostlos wirkt der Platz dagegen heute!

Man möchte dieses Buch jedem Kremser irgendwo in der Ferne als nostalgisches Angebinde an seine Stadt schenken; zumal es auch viel sorgsamer in Inhalt und Aufmachung inklusive des broschiierten Einbandes ausgeführt ist als die ersten Kleinbände. Auf jeden Fall spricht daraus viel Liebe zur Stadt Krems.

Hans Frühwirth

Carl Pruscha, **Kunst Haus Horn**. Eine Dokumentation anläßlich der Sanierung und Adaptierung des Gebäudes der Ferdinand Graf Kurz-Stiftung in Horn für die Studierenden und Absolventen der Akademie der bildenden Künste in Wien. (=Wiener Akademie-Reihe. Band 23; Wien: Akademie der bildenden Künste 1988) 80 Seiten, broschiiert, bebildert, 180 Schilling.

Der reich illustrierte Band wird — nach einer knapp-informativen Notiz zur Adaptierung — mit einem sich als künstlerisch gebenden Text von Maximilian Melcher eingeleitet („Horn“, S. 7). Es folgt ein Beitrag des bekannten Historikers Karl Vocelka (nicht Vozelka, wie zu lesen ist), „Von Menschen und Orten“ (S. 11-14). In dieser glänzend stilisierten Mischung aus historischer Phantasie und fundiertem Essay wird eine sozial-, politik- und mentalitätsgeschichtliche Skizze geboten, welche auf knappstem Raum nicht nur eine treffende Charakterisierung der protestantischen Stände enthält (S. 12/13), sondern auch dem prominenten Vertreter der „Gegen-“, besser „katholischen Reformation“ (H. Jedin), Ferdinand Graf Kurz, gerecht wird (S. 13). Hier zeigt Vocelka, wie sich „große“ historische Ereignisse am Horner Beispiel konkretisieren bzw. lokal Bedeutsames in die allgemeine Entwicklung einordnen läßt. Daß Ereignisse wie die Konstitution des Horner Bundes (1608) und die Gründung des Piaristengymnasiums (1657) nicht mit Jahreszahl genannt werden, ist durch die erkennbare Absicht einer Verfolgung größerer Zusammenhänge begründlich; der darauffolgende Beitrag bietet zudem alle wichtigen Fakten. Ein grammatikalischer Fehler, S. 12: „Im Machtkampf zwischen Kaiser Rudolf II. und dessen ehrgeizigen (!) Bruder Matthias...“, hätte dem Lektorat auffallen müssen.

Franz Henschling ist der Verfasser des umfangreichen Beitrags „Stadt Horn — ein historischer Überblick“ (S. 13-30). Nach dem eigentlichen Überblick (S. 15-18) folgen Spezial-Abschnitte, „Die Ferdinand Graf Kurz-Stiftung“ (S. 18-22), „Das Herrenhaus als Stiftungsgebäude“ (S. 22) sowie „Gebäude- und Schulgeschichte“ (S. 22-30). Dieser Beitrag zeichnet sich durch Fundierung des Inhalts, Präzision im Ausdruck und Kraft der Synthese aus, repräsentiert gleichzeitig den z. T. eindrucksvollen Stand der Vorarbeiten (Fr. Endl, E. Forstreiter, G. Reingrabner u. a.) und hat als Überblick in dieser Qualität kaum Vorläufer. Nur nebenbei: Ein Endl-Zitat (S. 20) hätte dahingehend berichtigt werden müssen, daß Graf Kurz nicht „Reichskanzler“ gewesen ist, sondern Reichsvizekanzler und damit „geschäftsführender Vorstand der Reichskanzlei“ (P. Broucek). Daß dieser Beitrag so klein gedruckt ist, sollte niemanden von der Lektüre abhalten.

Den letzten Textbeitrag bietet Carl Pruscha, Hauptverantwortlicher für Planung und Leitung der Gebäude-Adaptierung: „Der Wandel eines Hauses“ (S. 39-47). Die Stilisierung dieses Titels läßt schon einiges ahnen, und diese Ahnung betrügt den Leser nicht: Der Verfasser bemüht sich um stilistische Pointen und erzeugt nur semantische „Mißgeburten“ („Vermusealisierung“ S. 40, „Ver-Disneylandisierung“ ebenda, selbst unter Anführung) und syntaktische Antiquitäten (S. 46: „gealterten Grubenkalks und geschulten Fachkräften (!) habhaft zu werden.“ ...). Nicht verwunderlich, daß

hier auch bis zur Unverständlichkeit „ausformulierte“ Sätze begegnen, wie „Viele der zu Prominenz gelangten Beispiele (...) begnügen sich damit, ein äußeres Scheinbild im Sinne Potjemkins (?) zu schaffen.“ (S. 40), womit der Autor unfreiwillig seinen eigenen Stil karikiert. Inhaltlich ist schon einmal die Bezeichnung der Puchheimer als „landesherrliches Grafengeschlecht“ (S. 40) falsch. Laut freundlicher Mitteilung von G. Reingrabner wurde zwar die Göllersdorfer Linie 1612 gegrift, doch ohne Auswirkung auf die Horner Puchheimer, die Freiherrn geblieben sind. Es wird recht selbstbewußt die Adaption des ehemaligen Herrenhauses/Piaristengymnasiums geschildert, wobei einiges Befremdliche auffällt. Z. B. erwähnt Pruscha das Anfertigen von Holzfenstern und Türen „den ursprünglichen Maßen und Proportionen entsprechend“ (S. 43), um unmittelbar darauf die neuen Stahlglasfenster des großen Festsaaes hervorzuheben, „wo sie an markanter Stelle die Besitznahme des Gebäudes durch seine neuen Nutzer signalisieren“: ob diese im übrigen recht aufdringlichen „Signal“-Fenster attraktiver wirken als die S. 42 herablassend bedauerte „Zurschaustellung (!) von Fensterfabrikaten vergangener fünfzig Jahre“, bleibe dahingestellt. Teilweise ist der Beitrag auch durch das Fehlen von Verweisen auf die S. 48 ff. gebotenen Pläne und Fotos entwertet.

Auf diesen unerfreulichen Abschnitt folgt die Plan- und Fotodokumentation von Ralf Wittig, Matthias Mulitzer, René Herar und Peter Kodera (S. 48-77), die vielleicht den eigentlichen Wert dieses so unterschiedlich geglückten Bandes ausmacht. Die Bildredaktion des historischen Teils hat Gerhard Grassinger besorgt.

Ralph Andraschek-Holzer

gruber burgblaetter, Heft 1 (1987) 17 Blätter; Heft 2 (1988) 16 Blätter; **Gruber Geschehen**, Jahr 1987, 18 Blätter. — Bezugsadresse: Franz Josef Hampapa, 3761 Messern, Burg Grub.

Im Jahr 1970 erwarb Franz Josef Hampapa mit seiner Gattin Maria Magdalena die Burgruine Grub und verhinderte damit, daß das Gelände als Steinbruch genutzt wurde. Seither bemühte sich das Ehepaar, die „veste grub“ mit großem persönlichen Einsatz und unter Mithilfe freiwilliger Helfer wieder instandzusetzen und wieder aufzubauen. Der 28 m hohe Bergfried ist heute wieder beghebar, zuletzt wurde an der Rekonstruktion der frühgotischen Kapelle gearbeitet.

1987/88 hat nun Burgbesitzer Hampapa drei hektographierte Heftchen herausgebracht. Im ersten Heft der „gruber burgblaetter“ gibt Hampapa einen Überblick über die Geschichte der Burg Grub, weist aber eingangs auf die alte These Karl Lechners hin, der Bindenschild komme von Schloß Wildberg [Vgl. Andreas Kusternig, Kommt der Bindenschild aus Wildberg? In: Das Waldviertel 37 (1988) S. 89-109]. Das zweite Heft enthält einen geschichtlichen Überblick über die wenig bekannte Ruine Fuchsberg nordwestlich von St. Bernhard und den nahegelegenen Eisenreichhof. Besonders verdienstvoll ist die Wiedergabe einer Planaufnahme der Ruine Fuchsberg, die von G. und H. Reichhalter am 13. Juni 1987 vermessen wurde. Im Heft „Gruber Geschehen“ hat Hampapa in Chronikform die wichtigsten Ereignisse des Jahres 1987 festgehalten. Der Höhepunkt war das Fest „750 Jahre Burg Grub“ am 13. September 1987 mit einer Briefmarkenausstellung mit alten Ansichtskarten aus Grub und Umgebung und einem Sonderpostamt.

Leider ist der Text der besprochenen Publikationen mit einer alten Schreibmaschine geschrieben und birgt viele Tippfehler und handschriftliche Ausbesserungen. Vielleicht könnte ein Besitzer einer elektronischen Schreibmaschine Herrn Hampapa bei den nächsten Heften aushelfen! *Erich Rabl*



ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER DIESES HEFTES

Mag. Ralph Andraschek-Holzer, 3580 Horn, Weinmannsgasse 6
Univ.-Prof. Dr. Herwig Friesinger, Institut für Ur- und Frühgeschichte der Universität Wien,
1190 Wien, Franz Klein-Gasse 1
Dir. Hans Frühwirth, 3500 Krems, Mitterweg 8
Dir. Eduard Führer, 3830 Waidhofen/Thaya, Hans Wagner-Straße 7
Hermann Gail, 1090 Wien, Fuchsthallergasse 15/3
Prof. Dr. Harald Hitz, Kroppusstraße 9, 3830 Waidhofen/Thaya
Dipl.-Ing. Helmut Hörner, 3632 Traunstein 63
Dr. Ulrike Kerschbaum, 3580 Horn, Adolf Fischer-Gasse 10
Prof. Mag. Rudolf Malli, 3721 Limberg, Kleinstraße 5
VOL Friedel Moll, 3910 Zwettl, Waldrandsiedlung 63
Dr. Klaus Dieter Mulley, 2500 Baden, Wörthgasse 3
HOL Herbert Neidhart, 3650 Pöggstall, Postfeldstraße 238
Universitätslektor Dr. Friedrich Polleroß, 3593 Neupölla 45
Hon.-Prof. Dr. Walter Pongratz, 1180 Wien, Pötzleinsdorfer Höhe 37
Universitätslektor Dr. Bernhard Prokisch, 4020 Linz, Coulinstraße 5
Prof. Dr. Erich Rabl, 3580 Horn, Giugnostraße 15
Superintendent Univ.-Doz. Dr. Gustav Reingrabner, 7000 Eisenstadt, Bergstraße 16
Emmerich Rössler, 3920 Groß-Gerungs, Frauendorf 2
Wilhelm Sommer, 3100 St. Pölten, Wiesnergasse 33
Oberrat Dr. Hermann Steininger, NÖ Landesbibliothek, 1014 Wien, Teinfaltstraße 8

Das Waldviertel

Zeitschrift für Heimat- und Regionalkunde des Waldviertels und der Wachau

(Begründet von Johann Habert jun. 1927 in Waidhofen an der Thaya)

Der Verein „Waldviertler Heimatbund“ bezweckt lokale Forschungen im und über das Waldviertel, die Förderung des Geschichts- und Heimatbewußtseins, die Vertiefung der Kenntnisse der Kunst und Kultur sowie die Bewahrung und Pflege erhaltenswerter Zeugen der Vergangenheit, insbesondere auch die Förderung von Bestrebungen der Denkmalpflege und des Umweltschutzes im Sinne der Erhaltung der Naturlandschaft und der Denkmäler. Die Tätigkeit des Vereins ist nicht auf Gewinn gerichtet. Jede parteipolitische Betätigung innerhalb des Waldviertler Heimatbundes ist mit den Vereinszielen nicht vereinbar und deshalb ausgeschlossen.

Vorstand

Präsident: Dr. Erich Rabl, Horn. 1. Vizepräsident: Gerlinde Malek, Krems. 2. Vizepräsident: Dr. Berthold Weinrich, Zwettl.
Finanzreferent: Mag. Rudolf Malli, Limberg, und Mag. Johann Fenz, Horn. Schriftführer: Dir. Burghard Gaspar, Grafenberg,
und Dr. Friedrich B. Polleroß, Neupölla. Schriftleiter der Zeitschrift „Das Waldviertel“: Dr. Erich Rabl, Horn, und stellvertretender Schriftleiter: Dr. Anton Pontesegger, Horn.

Redaktion

Dr. Ulrike Kerschbaum, Horn; Dr. Anton Pontesegger, Horn; Dr. Friedrich Polleroß, Neupölla; Dr. Erich Rabl, Horn und Dr. Thomas Winkelbauer, Wien. Mitarbeiter der Kulturberichte: Bezirk Gmünd: Dr. Walter Pongratz, Wien. Bezirk Horn: Gerhard Grassinger, Dallen. Bezirk Krems: HS-Dir. Hans Frühwirth, Krems. Bezirk Melk: HOL Herbert Neidhart, Pöggstall. Bezirk Waidhofen an der Thaya: Dir. Eduard Führer, Waidhofen. Bezirk Zwettl: VOL Friedel Moll, Zwettl.

Redaktionsadresse und Bestellungen von Vereinspublikationen: Waldviertler Heimatbund (WHB), 3580 Horn, Postfach 100 oder
Telefon 0 29 82 / 3991 (Dr. Rabl).

Herausgeber und Medieninhaber (Verleger): Waldviertler Heimatbund (WHB), 3500 Krems, Wiener Straße 127.

Satz+Druck: Malek Druckerei Gesellschaft mbH, 3500 Krems, Wiener Straße 127.

Gedruckt mit Unterstützung des Kulturreferates der Niederösterreichischen Landesregierung.

Jahresbezugspreis: öS 275,— (Studenten: öS 150,—), Einzelbezugspreis: öS 80,—

ISSN 0259-8957

**Raiffeisen.
Die Bank**



mit dem
Anlageservice

RAIFFEISENKASSE HORN

Die Bank mit dem persönlichen Service!

Was richtige Berater alles können:
Vermögen optimal anlegen; mehr
Geld durch Zinsen machen. Ver-
walten, wie's nicht besser möglich ist.



NEUERSCHEINUNG

HEIMATFORSCHUNG HEUTE

Referate des Symposions „Neue Aspekte zur Orts- und Regional-
geschichte“ vom 24. bis 26. Oktober 1987 in Horn.

Herausgegeben von
Ulrike Kerschbaum und Erich Rabl

Schriftenreihe des Waldviertler Heimatbundes 29
Krems an der Donau-Horn 1988

196 Seiten, 17 Abb., 2 Fotos, zahlreiche Literaturangaben

Preis: öS 195,—

**Ein neues Nachschlagewerk für Heimatforscher. In diesem Buch werden neue
Themen aufgegriffen und moderne Methoden der Heimatforschung vermittelt.**

BESTELLADRESSE:

**WHB (Waldviertler Heimatbund), A-3580 Horn, Postfach 100
oder Telefon 02982/3991, Dr. Erich Rabl, (ab 14 Uhr).**